XVIII. Jahrg. Berlin, den 6. November 1909. Nr. 6.



Die Zukunft

Herausgeber: Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1909.

Abonnement pro Quartal M.5.—, pro Jahr M.20.— Unter Kreuzband bezogen M.5.65, pro Jahr M.22.60. Ausland M.6.30, pro Jahr M.25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48. Wilhelmstr. 3a.



Berlin, den 6. November 1909.

Tybald und Ferrer.

Orient.

Vor sechzig Jahren hat, als von der Windstärke der Revolution kaum noch ein Nachwehen zu spüren war, in heller Stunde Nikolai Pawlowitsch gesagt: „Wir Monarchen müssen mit eifernder Mühe zu erreichen trachten, daß man uns die ungeheuren Vorrechte unserer Stellung verzeihe." Der Gossudar, der, im selben Jahr, die Behauptung wagte, das Osmanenreich sei tot und von den Großmächten nur noch das Begräbnißprogramm zu entwerfen, hat in einer Stunde wenigstens sich als den Mann prophetischen Gemüthes gezeigt. Seit er sprach, sind Gekrönte (Abd ul Aziz, Alexander der Zweite, Umberto, Elisabeth, Alexander Obrenowitsch, Karl von Portugal) gemordet, Gekrönte (Isabella, Louis Napoleon, Ludwig der Zweite, Alexander von Battenberg, Oskar der Zweite, Abd ul Hamid, ein Sultan von Marokko und ein Schah von Persien) vom Thron gestoßen worden. Die drei sichtbarsten Häupter des Islam wurden entmachtet und in sicheren Gewahrsam gebracht. Der Enkel Bernadottes wurde höflich ersucht, auf das norwegische Königsrecht zu verzichten und sich mit seinem schwedischen Stammgut zu bescheiden. In den belgrader Konak ein armer Kerl geholt, der sich mit seiner Namensunterschrift verpflichtet hatte, den Mördern seines Vorgängers kein Haar krümmen und keine Pfründe nehmen zu lassen, und der gehorsam sich dem Befehl des Mordsyndikates beugt. Nikolai Alexandrowitsch und Alfonso sitzen im Käfig und sind selbst hinter ihren Soldatenhecken täglich in Todesgefahr. Victor Emanuel und Franz Joseph (als König von Ungarn) müssen sich, um ungefährdet zu bleiben, sehr still halten und ihren Rechtsanspruch schmälern. Wilhelm fand sich unter dem vorigen Windmond zu dem feierlichen Versprechen

weiser Reserve genöthigt. Als in England das Gerücht entstanden war, Eduard vermittle, um ein Handgemenge der Lords und der Commoners zu hindern, zwischen den beiden Häusern des Parlaments, sagte Herr Keir Hardie, der Führer der Arbeiterpartei, in Sunderland: „Dieses Gerücht lügt hoffentlich. So lange der König sich nicht in die Politik mischt, ist er unschädlich und kann geduldet werden. Maßt er sich eine Einmischung an, dann müssen wir mit den Wappenkrönchen der Lords auch die Königskrone in den Schmelztiegel werfen." Die Menge jauchzt; und in londoner Klubs wird ruhig die Behauptung hingenommen, Georg (der jetzt Fürst von Wales heißt) werde der letzte Angelnkönig sein. Monarchendämmerung? Ferner, als der Kalender bezeugt, viel ferner dünkt uns die Zeit, da Jhering, auch in dieser Stunde ein Exponent deutschen Denkens, an Bismarck, den Ehrendoktor der Georgia Augusta, schrieb: „Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter als geborener Hannoveraner den König Georg den Fünften, als Professor in Gießen die Mißwirthschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war; und nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungsweise und Gesinnung, den gewaltigsten meines ganzen Lebens, verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über Das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr von der Monarchie abwandte, sie wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht nur die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht." Dieser Brief wurde im Herbst 1888 geschrieben; und sprach aus, was, selbst in Republiken, die besten Europäer empfanden. Als im Herbst 1909 der neue Titularinhaber des deutschen Kanzleramtes laut die „große Persönlichkeit" und die „geistige Elastizität" Franz Josephs pries und erzählte, die Begegnung mit dieser „faszinirenden Erscheinung", der „merkwürdigsten und interessantesten, die auf einem Thron zu finden ist, sei ihm ein Erlebniß von bleibendem inneren Werth", da schüttelten sogar die beim Klang des Radetzkymarsches erwachsenen Wiener ob solchen Ueberschwanges die Köpfe. Kein großes Muster weckt heute Nacheiferung und giebt dem Urtheil höhere Gesetze. Den Monarchen gehts schlecht.

Will mans bei uns nicht merken? Und halten die Leute, die gierig, wie süße Speise, schlingen, was über Nikolais und Alfönschens Aengste, über die Geldklemme des Exkhalifen gemeldet wird, sich wirklich noch für Monarchisten?

Jetzt ist die Reihe an Georg von Griechenland. Dem hat Oberst Zorbas, als Haupt der rebellischen Offiziere, angekündet, unter welchen Bedingungen er auf dem Thron bleiben dürfe. Die erste forderte die Entfernung aller Prinzen aus Kommandostellen. (Eine sehr vernünftige Forderung, die überall erfüllt werden sollte. Als er dem badischen Prinzen, der jetzt Großherzog ist, das Armeecorps weigerte, wies Wilhelm auf die Gefahr der Sitte, die Corps den Söhnen und Neffen der Regenten zu geben. Das letzte Kaisermanöver, in dem Bayerns Soldaten und Frontoffiziere sich als den preußischen mindestens gleichwerthig bewährten, die Oberleitung der Rothen aber fast völlig versagte, hat, wie das in Oesterreich vorangegangene, diese Gefahr wieder allzu deutlich gezeigt. Um an Kenntnissen, Erfahrung, Selbstzucht und Sehweite den Kameraden zu erreichen, der von der Pieke auf gedient hat und Tag vor Tag rückhaltlos kritisirt worden ist, müßte ein umschmeichelter Prinz Etwas vom Genie haben; und mit solchen Ausnahmen dürfen Institutionen nicht rechnen. Nach dem Urtheil der Sachverständigsten haben auch wir noch zu viele Prinzen und Hofgenerale auf Führerposten.) Herr Georgios hat sich geduckt. Hat den neuen Ministerpräsidenten Kiriakulis Mauromichalis, den Vertrauensmann der Meuterer, ermächtigt, der Kammer ein Gesetz vorzulegen, das die Prinzen aus dem Heer entfernt. Und ist seitdem, mag er sich auch noch von Gottes Gnaden König der Hellenen heißen, vor der Nation entkrönt. Ein ernster Mann von hellhörigem Gewissen mußte sich sagen: „Entweder habe ich die wichtigste Königspflicht versäumt oder mir wird Pflichtwidriges zugemuthet; in keinem der beiden Fälle kann ich König bleiben." Einer, der nur behaglich hausen und seine Privatschatulle füllen will, durfte warten, bis man ihn aus dem Amt jagt. Der Sohn Christians des Neunten versprach den Rebellen Straflosigkeit, dem Heer reichlichere Mittel und bessere Instruktoren; versprach schlotternd, was man von ihm heischte. Wimmerte dann, der Unwille richte sich gar nicht wider die Dynastie und seine Söhne seien im Volk beliebt (Homers ἄσβεστος γέλως ist im Hellenenland hoffentlich noch nicht ausgestorben), und fing schließlich eine böse Weise zu zwitschern an. Zorbas, sprach er, ist ein ehrlicher Kerl, der sich fürs Vaterland müht; doch mit seinen Genossen ist kein Staat zu machen. Mancher, der im August rebellirte, hat mich vorher angebettelt; mancher Offizier, der sich nun als Patrioten maskirt, noch nachher mir angeboten, gegen zureichenden Entgelt auf meine Seite überzugehen. So wirds wohl gewesen sein. Nur

durfte Einer, der im Verdacht steht, zunächst immer sein Schiffchen aufs Trockene gebracht zu haben, so nicht reden. Das athener Offiziercorps schäumt wüthend auf und der Däne ginge vielleicht den Weg der Obrenowitsch, wenn nicht ein Königischer ihm das Odium abnähme, sich als den Sprecher der gefährlichen Worte bezeichnete und den drei Dutzend Pistolenforderungen, die nun auf ihn einprasseln, flink (und gewiß mit anständigem Reisegeld) ins Ausland entflöhe. Wieder hat sich, wie in den Februartagen von Nauplia und in den Herbstnächten des Hymettoslagers, „der Zorn gar nicht gegen den König gekehrt"; und Georg wird nicht hinausgeworfen. Noch immer nicht. Ein Marineputsch könnte ihn mahnen, die Koffer packen zu lassen. Die Seeoffiziere fühlen, daß ihre Waffe zum Kinderspott geworden sei, daß auch für sie, nicht fürs Heer nur, Wirksames geschehen müsse, wenn von einer Griechenflotte im Ernst noch die Rede sein solle, und finden in einem grimmen Tybald, einem tollkühnen Lieutenant zur See, für ein paar Tage ein Haupt. Die Meuterer, denen die zu einer Droschkenfahrt nöthigen Drachmen fehlen, werden rasch niedergezwungen; dürfen aber sicher sein, daß ihr Heischen fortan nicht überhört, nicht vom König gehindert wird. Und ihr Tybald lebt als Heros im Hellenenlied.

Die Griechen sind, als säumige Zahler, von der europäischen Couponphilosophie unterschätzt worden. Sie haben noch nicht verlernt, sich ihrer Ohnmacht zu schämen, und scheinen zur Befreiung aus solchem Elend entschlossen. An der Dänendynastie, die, trotz enger Versippung mit den in England, Rußland, Deutschland regirenden Häusern, auf keine nützliche Leistung weisen kann, würde das Land nichts verlieren; sie ist verachtet und durch die emsige Fürsprache der Großmächte kaum noch lange zu halten. Die Großmächte wünschen, daß Griechenland von den türkischen Diktatoren jede Ohrfeige und jeden Fußtritt in schweigender Geduld hinnehme, und empfehlen deshalb, Georgs Purpur gegen Mottenschaden zu verkampfern. Doch Hellas ist der muslimischen Insolenz müde. Fühlt in brennender Scham, daß es noch heute so wehrlos wäre wie am Tag von Larissa (wo Kronprinz Konstantin die Truppen, auch die Verwundeten, auf dem Bahndamm warten ließ, bis sein Luxusgeräth weggeschafft war), und will sich endlich aus dem Schandzustand lösen, dem es die klägliche Schlappe im kretischen Handel zu danken hat. Hellas will stark sein und hat die Hoffnung auf großmächtigen Beistand eingesargt, seit es von England, der puissance créatrice, geprellt ward. Daß seine Verlegenheit von Türken und makedonischen Bulgaren noch nicht als Profitgelegenheit ausgenützt wurde, ist freilich auch Britaniens Verdienst. Die Häufung übernommener Pflicht zwingt die Briten namentlich in Südosteuropa zu einer sehr komplizirten Politik. Sie möchten sich in einer stark armir-

ten Flottenstation an der kretischen Sudabai die Möglichkeit sichern, die Landstraße zu sperren, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. Möchten den Islam, auf dessen Wohlwollen sie am Ganges und am Nil angewiesen sind, nicht kränken, nicht durch europäische Machtschmälerung zwingen, die Stoßkraft ostwärts zu wenden, und sein Prestige doch nicht durch Waffenerfolge erhöht sehen, deren Widerhall in Egypten und Indien unbequem werden könnte. Sie müssen die Türken täuschen; und ein Palmerston würde in Saloniki die Wächter bestechen und den entketteten Abd ul Hamid, der dem dünkelnden Jungtürkenthum höchst gefährlich werden könnte, irgendwo dann für die Wässerchentrübung konserviren. Dazu fehlt den regirenden Advokaten die Faust. Herr Georgios paßt ihnen. Der hat in Hellas geherrscht wie weiland der Ranggenosse in Yvetot: se levant tard, se couchant tôt, dormant fort bien sans gloire. Als fetter Kunde der Bank von England.

Ueber Griechenleid und Griechenrebellion, die doch nur Folgen des schimpflichen Wettkriechens vor der Türkei sind, von unserer Höhe herab zu spotten, ist billig. Wohin weist der Kompaß des deutschen Interesses? Ob Wilhelms Schwester die Hellenenkrone aufsetzt oder in Kopenhagen, Cronberg, Monte Carlo sich der Exilswonnen freut, kann dem Deutschen Reich gleichgiltig sein. Und der unkluge Versuch, am Goldenen Horn die Britenwerbung zu überbieten, muß fruchtlos bleiben. Was haben die türkischen Militärdiktatoren (die Khalifenpuppe zählt nicht) denn von uns zu hoffen? Ein Bündniß auf Leben und Tod? Der Kanzler, ders vorschlüge, müßte als Landesverräther vor die Vereinigten Straffenate des Reichsgerichtes. Schutz vor England? Unnöthig; auch, trotz der stärkeren Panzerung und dem besseren Zellensystem unserer Dreadnoughts, in absehbarer Zeit nicht zu verbürgen. Vor Rußland? Der dümmste Hammelhirt im Osmanenreich weiß, daß näher als seine Heimath uns Rußland ist; also auch wichtiger bleiben muß. Vor Oesterreich? Dem müssen wir, schon um nicht ein Aufflackern des deutschen Dualismus zu erleben, dessen Glimmen in der ungeschickten Rede Ludwigs von Bayern sichtbar wurde, den Weg nach Saloniki erleichtern, nicht schwieriger machen: sonst schwenkt es, trotz aller der Herzogin von Hohenberg (mit fast verstimmend merkbarer Absicht) gespendeten Huld, in Eduards Concern ab und wird dort mit reichlicher Mehrung seiner Balkanmacht bezahlt. Was bleibt? Die Gewißheit, daß wir keinen Fetzen aus der Osmanenflanke reißen werden? Blutwenig. Einladung zu Kaisermanövern? Daran mag sich die Eitelkeit des Türkenmarschalls rösten; seinen Landsleuten bringts nichts ein. Und wir haben eigentlich keinen Grund, dem Mann zu schmeicheln, der seinen Kriegsherrn entthront und dann als illegitimer Henker im Lande gewüthet hat. (Ueber-

haupt sollte der Kanzler sich für die Wahl der aufs Manöverfeld zu ladenden Gäste verantwortlich fühlen. Als Bundesfeldherr ist, inmitten der deutschen Kontingente, der Kaiser doch gewiß nicht Privatmann und die Redensart von den „persönlichen Gästen" kommt aus einer mit der Reichsverfassung unvereinbaren Phraseologie. Die Nation findet ihre Würde nicht gewahrt, wenn in einer Zeit, wo britische Generale, Admirale und Civillords überall laut von der nahen Nothwendigkeit eines gegen Deutschland zu führenden Krieges reden, Freunde und Kollegen dieser Herren zu den Uebungen des deutschen Heeres geladen werden. Findet ihr Interesse nicht gewahrt, wenn in einer Zeit, wo der Yankee mit dem Spuk deutscher Expansion nach Südamerika von uns abgeschreckt werden soll, sein Mißtrauen dadurch genährt wird, daß der Deutsche Kaiser südamerikanische Offiziere zu sich ins Uebungsgelände bittet. Meint, daß diese Uebungen nur dann mit dem nöthigen Ernst durchgeführt werden können, wenn sie vor fremden, gar feindlichen Blicken geborgen sind. Wars etwa nützlich, daß Fremde diesmal sehen durften, welche Katastrophe die Taktik der Rothen Partei im Kriegsfall bewirkt hätte? Hören durften, daß der Kaiser diese Taktik einer kritischen Beleuchtung unwerth fand und seine Schlußrede deshalb auf ein paar Minuten beschränkte? Für die Beschäftigung mit solchen Dingen müßte der Kanzler mehr Zeit haben als für die Einsegnung einer Prinzessin oder die Taufe eines Prinzchens.) Wir haben den Türken nichts Greifbares zu bieten; haben, seit Abd ul Hamid nicht mehr Khalif, England nicht mehr Osmanenfeind ist, keine Trumpfkarte in der Hand und können nichts Wirksames erwidern, wenn ein Lowther oder Burton in Konstantinopel sagt: „Die Deutschen, die zuerst Marokko und dann Euch selbst (Akaba) nach tönender Verheißung im Stich gelassen haben, weder vor russischen noch auch nur vor bulgaro-makedonischem Angriff Euch schützen könnten und deren Herz an der von Euch besiegten Sache hängt, wollen Euer Land nur ausbeuten. Wähnt Ihr, die Bagdadbahn solle Euch Gewinn bringen? Seid froh, wenn der aus drei Franzosen, einem Italiener und einem Briten zusammengesetzte Finanzrath Eurem Minister die Beschleunigung des Bahnbaues ausredet. Seid uns dankbar, wenn wir ihn durch die transkaukasische Linie entwerthen und dadurch, wie der Gesandte Proklewskij vor der Abreise nach Teheran vorausgesagt hat, die deutsche Ausbeutersucht aus der Türkei nach Persien drängen." Ohne die winzigste Aussicht auf Machtzuwachs erniedern wir uns in die Umschmeichelung der Türken und pumpen ihnen unseren besten Strategen (der heute, auch ein Zeichen gewandelter Zeit, den siegreichen Putschmachern so treu dient wie gestern dem unmschränkt schaltenden Großherrn und in unserer Türkenbilanz ein Risikoposten bleibt). Statt von sittlicher und von politischer

Pflicht uns zur selben That mahnen zu lassen, Europa vor die Wahl zwischen Christenthum und Islam zu zwingen und die Asiatenhorde, die seit Jahren an allen Ecken die Ruhe unseres Erdtheiles stört, ostwärts zurückzuscheuchen, wo sie dem Britenleun die Zeit und die Lust zu Nordseeabenteuern vertreiben mag. Statt leise mindestens Jedem zu helfen, der sich mit durchsetzbarem Anspruch in Wien und Sofia, Athen und Kairo gegen den Türkenübermuth regt.

Nur an den Türken denkt der Grieche, wenn er nach stärkerer Waffnung strebt. Zu dem berliner Augenarzt Professor Hirschberg sprach in Eleusis einst ein albanischer Bauer: „Da drüben, bei Salamis, haben wir Griechen die Türkenflotte geschlagen." Hirschbergs Einwand, die damals Besiegten seien Perser gewesen, bewirkte nur ein Schütteln des Dickkopfes. „Und wir müssen und werden die Türken noch einmal schlagen." Wie dieser Bauer dachte, denkt heute, ein Vierteljahrhundert später, noch jeder Grieche. Doch unsere Aufgabe ist, für Ruhe und Frieden zu sorgen? Dummes Zeug; für Tafelredner und Dutzendabgeordnete brauchbar. Jeder Zwist, der unsere Feinde in Athem hält und den Preis unserer Hilfe oder Abstinenz steigert, muß uns willkommen sein. Die Briten brauchen, im Mittelländischen und im Rothen Meer, im Persergolf und in der Bengalenbai, Ruhe, um ihre ganze Seemacht am Aermelkanal sammeln und Deutschland bedrohen zu können. Damit ist schon angedeutet, wohin unser Interesse weist. Wenn wir eine für die Wirkung aufs Ausland organisirte Presse hätten, müßte sie täglich plakatiren: „Europens Wirthschaft ist wehrlos amerikanischer Willkür ausgeliefert, weil Britaniens Deutschenfeindschaft den alten Kontinent nicht zu der für die Abwehr unentbehrlichen Einigung kommen läßt. Europa ist gezwungen, vor der Osmanenmacht, in deren Renaissance sie doch eine Lebensgefahr erkennt, zu dienern, weil Britanien diese Macht stützt und ihren Hochmuth speist. Wer ist der Europäerscham so entwöhnt, daß er den Briten auf diesem Weg weiter hülfe?"

Occident.

Berlin, am zwanzigsten Oktober 1909.

Sehr geehrter Herr!

Wir haben am Montag folgenden Aufruf veröffentlicht:

„Die Unterzeichneten glauben sich mit allen selbständigen Deutschen einig in der Empörung über den an Ferrer verübten Justizmord. Wir halten die Kulturgemeinschaft aller freien Denker, gleichgiltig, welcher Rasse, welchen Berufes, welcher Richtung, für illusorisch, wenn sich nicht alle zu einem einmütigen Protest gegen die Blutthat spanischer Willkür erheben. Wir bitten jeden unserer Landsleute, der unserer Meinung ist, sich uns anzuschließen. Diese Kundgebung wird mit den Namensunterschriften den geeigneten Stellen in Madrid übermittelt werden. Die Verlagsbuchhandlung S. Fischer, Berlin W. 57, ist erbötig, die Unterschriften entgegenzunehmen."

Darauf sind aus allen Theilen des Reiches von Künstlern, Dichtern, Gelehrten und von zahlreichen Vertretern anderer Berufe Zustimmungen erfolgt. Unser Aufruf soll dem brutalen Angriff auf freie Gedanken entgegentreten. Bei dieser Manifestation geschlossen aufzutreten, erheischt das allgemeine Interesse der geistigen Stände Deutschlands. Wir erlauben uns deshalb, Sie insbesondere zu bitten, auch Ihren Namen unter die Erklärung zu setzen. Wir bitten Sie, sich inliegender Karte zu bedienen und darauf eventuell auch die Namen Ihrer Freunde zu notiren, die sich Ihnen anschließen. Die gebotene Eile erlaubt uns nicht, uns an alle wichtigen Persönlichkeiten zu wenden. Aus dem selben Grunde bitten wir, so schnell wie möglich zu antworten.

Hochachtungvoll und ergebenst

Lujo Brentano. Richard Dehmel. Ernst Haeckel. Gerhart Hauptmann.
Max Liebermann. Julius Meier-Graefe.

Diesen Brief erhielt ich am einundzwanzigsten Oktobertag; auf die Hinterseite der beiliegenden frankirten Karte war gedruckt: „Dem Protest für Ferrer treten bei:" Bequemer ists nicht zu machen. Ich habe die Kartenlinien leer und den Brief unbeantwortet gelassen. (Wer noch? Von berühmten Leuten zu den „wichtigen Persönlichkeiten" gezählt zu werden, ist gar so schön; und die Gelegenheit gar so günstig, den werthen Namen von allen zwischen Berlin und Madrid rotirenden Druckmaschinen verbreitet zu sehen.) Weil ich, der die Unterzeichner als auf ihrem Gebiete tüchtige Männer schätzt, in dem Aufruf das Produkt unverzeihlicher Leichtfertigkeit sehe; das Unterfangen eines Dilettantendünkels, dessen „gute Absicht" nachgerade zum deutschen scandalum geworden ist. Und weil faule Höflichkeit hier mitschuldig gemacht hätte.

Als ich den Brief erhielt, hatte ich schon (fürs vorletzte Oktoberheft) über den Ferrerrummel geschrieben. „Die in Paris Regirenden möchten den Spaniern ein Schandmal aufbrennen, das Ministerium Maura lockern und die Stoßkraft gegen Marokko schwächen; den Pfaffenfressern, die Briand und Pichon (Orientprotektorat) jetzt nicht satt füttern können, wieder was zum Knabbern geben; und die Sehnsucht nach der Rebellion ohne Lebensgefahr ausströmen lassen. Auch Gefühlsseuchen stecken an. Wer läßt sich in der Vertretung der Menschenrechte von den Parisern gern übertrumpfen? Wer demonstrirt nicht gern da gegen Rechtsbeugung, wo es nicht so gefährlich ist wie gegen heimische? Niemand fragt, was die Verhandlung gegen den Anarchisten denn ans Licht gebracht habe. Die Presse befiehlt, jeder gesittete Mensch habe sich zu entrüsten. Und wir machen mit. Trotzdem wir den Spaniern jetzt Wind in die Segel wünschen müßten." Ueber Ferrers Handeln und Kriminalität wußte ich nichts. Wußten auch die Entrüsteten nicht das Allergeringste. Heute erst kann man darüber halbwegs sachkundig reden. Francisco Ferrer war 1859 geboren, wurde 1880 zum Streckeninspektor der spanischen Nordbahn ernannt, nach vierjährigem Dienst wieder abgesetzt und ging dann mit seiner Frau und

seinen drei Kindern nach Paris, wo er zuerst eine Schänke hielt und später sich als Sprachlehrer zu ernähren suchte. Nachdem er die Gunst einer reichen alten Dame (Ernestine Meunier) erworben hatte, gab er die Ehegemeinschaft auf und nahm seiner Frau die drei Kinder. Nicht etwa, um sie bei sich zu behalten; nur, um ihre Mutter zu kränken. Frau Teresa Ferrer hat auf den Mann geschossen, der ihr jede Auskunft über den Aufenthalt ihrer Kinder geweigert hatte, und in der Schutzschrift, die sie der Zehnten Strafkammer des pariser Gerichtes einreichte, gesagt: „Mein Leben an der Seite dieses Mannes war ein stetes Martyrium. Meine Töchter hat er mir genommen, die jüngste gleich nach der Geburt, und meine Fragen nach ihrer Wohnstatt nie beantwortet. Daß ich auf ihn schoß, war Wahnsinn. Ich bereue die That; aber ich habe so viel gelitten, daß ich auf Ihr Mitleid hoffen darf." Die Hoffnung trog nicht. Frau Ferrer wurde zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, durch die Anwendung der Loi Bérenger aber vor dem Strafvollzug bewahrt. Francisco Ferrer war mit dem alten Fräulein rasch intim geworden. Herr Coppola, der das Vermögen des Fräuleins Ernestine Meunier verwaltet hatte, erzählte darüber neulich im Corriere della Sera: „Ferrer gab sich dem frommen Fräulein als einen strenggläubigen Mann von hochkonservativer Gesinnung und wußte damit zu erreichen, daß meine Klientin ihm für ein Säuglingheim, das er in Barcelona gründen und leiten wollte, einen jährlich zu leistenden Beitrag von sechzehntausend Francs zusagte. Als sie starb (ehe auch nur der Grundstein zu dem verheißenen Säuglingheim gelegt war), hinterließ sie Ferrer ihr pariser Haus in der Rue des Petites-Ecuries, das auf drei Viertelmillionen Francs geschätzt war (und, wie es scheint, noch andere Vermögensobjekte). Der Ertrag dieses Hauses sollte den Bestand des Musterasyls sichern. Ferrer hat ihn zur Gründung seiner atheistischen und anarchistischen Schulen verwendet und damit in schnöder Weise das Vertrauen einer Frau mißbraucht, die, wie er genau wußte, an den Lehren der Kirche hing und deren letzter Wille noch eine stattliche Summe für Seelenmessen bestimmte. Meine Absicht, Ferrer zur Achtung des wahren Testamentssinnes zu zwingen, konnte ich nicht ausführen, weil mir dokumentarische Beweismittel fehlten." Nach dem Tode der guten alten Ernestine war Ferrer ein wohlhabender, für spanische Verhältnisse reicher Mann, der sein Geld nützlich anlegen, das schöne Fräulein Soledad Villafranca zur Gefährtin erkiesen und in Paris, wohin sein Geschäftsinteresse ihn oft rief, auf ansehnlichem Fuß leben konnte. In Frankreich wird er, wie in Spanien, von der Politischen Polizei scharf beobachtet. Er verkehrt mit allen Hauptleuten des internationalen Anarchismus, empfiehlt die Propaganda der That und beglückt sein Vaterland mit Schulen, denen er selbst den Zweck zuschreibt: „Die

Kinder, statt ihnen vorzulügen, man wolle sie zu braven Arbeitern, braven Kaufleuten oder Beamten erziehen, mit revolutionärem Geist zu erfüllen und so die noch herrschende Gesellschaft von der Wurzel aus zu zerstören." Der Mann, der diesem Zweck das der frommen Ernestine zärtlich abgeluchste Geld dienen ließ, hatte dem schwärzesten Romanjesuiten nicht viel vorzuwerfen. Kümmerte sich, als Weltbeglücker, um seine eigenen Kinder nicht und fand gar nichts dabei, daß eine Tochter des Pesetenmillionärs in Fabriksälen schuftete und in Dachkammern gebar, eine andere als kleines pariser Theatermädchen den Weg alles appetitlichen Fleisches gehen mußte. Ferrer wird der Anstiftung zum Königsmord beschuldigt, aber nicht überführt; freigelassen und in seiner Lehrthätigkeit, trotz deren deutlichem Umsturzprogramm, nicht gestört. Als in Barcelona die Revolte entsteht, ist er, der die Soldaten zur Wehrdienstweigerung aufgehetzt und katalonische Meuterputsche bewirkt hat, in der Stadt; hält sich aber verborgen und sucht durch falsch datirte Briefe und Interviews den Schein zu schaffen, er sei der Aufruhrstätte fern. Wird gefunden, verhaftet, nach der Prozeßordnung vors Kriegsgericht gestellt und einstimmig verurtheilt.

War er schuldig? Die Herren Brentano, Dehmel, Haeckel, Hauptmann, Liebermann, Meier-Graefe reden von „Justizmord", von der „Bluttat spanischer Willkür", von dem „brutalen Angriff auf freie Gedanken"; als handelte sichs um erwiesene Thatsachen. Nicht eine ist erwiesen. Nicht eine sieht heute auch nur noch erweislich aus. Den Helden kennen wir nun. Die Freidenker waren in Spanien längst zu einer unantastbaren Macht organisirt, ehe Ferrer am pariser Pont-Neuf Wein und Schnaps ausschänkte. Akatholische, atheistische Schulen hatten die Provinzen des Königreiches, hatte insbesondere Katalonien schon in Fülle, ehe dieser unheilige Franciscus in den Streckendienst der Nordbahn trat. Erfunden oder importirt hat er nur Eins: den Typus der Schule, deren Zöglinge von der frühsten Kindheit an mit dem Evangelium der Bakunin und Krapotkin, der Most und Ravachol getränkt werden. Wünschen die Geheimräthe Brentano und Haeckel, die dekorirten und betitelten Herren Hauptmann und Liebermann etwa, acht-, zehn-, zwölfjährige Kinder in den Geist des Anarchismus eingeführt zu sehen? Der Sozialdemokrat und Kirchenfeind Aristide Briand wünscht es nicht; er hat, noch ehe er Ministerpräsident wurde, oft laut gesagt, daß er in dem Versuch, bestrittene Theorien und gegen den Staatsgedanken anstürmende Leidenschaften in die Laienschule schlüpfen zu lassen, ein Verbrechen und einen groben Mißbrauch des Volksvertrauens sehe. Auch unsere Proklamanten und Protestanten sind von Anarchismus meilenfern. Fordern für jede Lehre aber schrankenlose Freiheit. Und wenn das Staatsgefüge die Gewalt solcher Sprengstoffe nicht zu über-

dauern vermag? „Was gehts uns an?" Leicht ists nicht, solchem Aesthetengeschwatz ruhig zu lauschen. Was, frage ich, geht uns an, ob der spanische Anarchist, der die nützliche Ernestine so nett mit der angenehmen Soledad zum Zweck seines Lebensgenusses zu vereinen wußte, der Aufstandsanstiftung schuldig war oder nicht? Mir ist seine Schuld mindestens wahrscheinlich, seit ich (im pariser Journal) den Text des ersten Briefes gelesen habe, den er aus der Untersuchunghaft an sein Liebchen schrieb. „Du weißt, daß ich völlig schuldlos bin, also nicht verurtheilt werden kann. Würde ichs, so hätten meine Richter den ungerechtesten, abscheulichsten Spruch verkündet. Doch ich baue auf ihre Redlichkeit." Ein Anarchist, der Staat und Gesellschaft tausendmal verflucht und die Kindlein gelehrt hat, diese Schandfesten der Räubertyrannei zu zerstören, glaubt an die redliche Gerechtigkeit eines in Feldzugs- und Aufstandszeit zum Spruch berufenen Kriegsgerichtes. Gleich kommts noch besser. „Du erinnerst Dich, unter welchen Umständen ich am neunundzwanzigsten Juli Mongat verließ. Eine Frau behauptete, mich an der Spitze von Rebellen und Brandstiftern gesehen zu haben. Du wußtest, daß die Behauptung falsch war, geriethest aber in Aufregung und Angst und beschworst mich, fürs Erste einen sicheren Unterschlupf aufzusuchen. Ich folgte Deinem Rath und werde Dir später erzählen, wer mir Asyl gewährte." Nun schildert der Gefangene der fernen Freundin ausführlich, was er in den Augusttagen, vor seiner Verhaftung, gethan habe. „Du erinnerst Dich": nur schlechte Theaterschreiber, deren Vermögen zu einer reinlichen Exposition nicht langt, lassen, nach solcher Einleitung, erzählen, was der Hörer selbst schaudernd oder lächelnd erlebt hat. Ferrer war zu schlau, um nicht zu wissen, daß er den Schein, sein Brief solle in Soledad ein ihm günstiges Gedächtnißbild schaffen, meiden müsse. Viel zu schlau, um sich darüber zu täuschen, daß jeder Kriminalist in diesem Brief den Prototyp einer Zeugnißwerbung sehen werde. Aber er langte nach dieser Zeugin (daß die Richter, denen der Brief vorlag, sie gar nicht erst vernahmen, war unklug, doch, da ihr die Aussage vorgeschrieben war, begreiflich) und gab seine Sache wohl erst verloren, als die erstrebte Kollusion nicht gelungen war. Nur die Taktik des aus Verzweiflung Tollkühnen blieb noch. „Ich will keinen Vertheidiger!" (Das heißt: Für den fast sicheren Fall meiner Verurtheilung wahre ich meinen überlebenden Parteigenossen das Recht, mit der Thatsache zu krebsen, daß ich unter der Anklage eines Kapitalverbrechens keinen Vertheidiger hatte.) Der Gerichtsherr riecht den Speck und geht nicht in die Falle: giebt dem Angeklagten einen sehr geschickten, sehr energischen, wegen seines furchtlosen Radikalismus verrufenen Pionierhauptmann als Offizialvertheidiger. Der setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um Ferrer freizukriegen (kein Härchen ward

auf dem Haupt dieses muthigen Schwärmers gekrümmt), und erntet von seinem Klienten dankbaren Beifall. Schuldig? Sechs Hauptleute und ein Oberstlieutenant haben, nachdem Kriegsgerichtsräthe ihnen referirt und die Rechtslage beleuchtet hatten, die Frage einstimmig bejaht. Das Generalkommando hat, nach Anhörung der zuständigen Oberkriegsgerichtsräthe, den Spruch bestätigt. Der Höchste Militärgerichtshof, in dem zehn Generale, drei Admirale und vier Militärjuristen der obersten Rangstufe sitzen, hat mit Stimmeneinheit beschlossen, dem Ministerium die Vollstreckung des Todesurtheils, als eines zu Recht gefällten, zu empfehlen. Begnadigung? Die spanische Verfassung bindet das Gnadenrecht des Königs an den ministeriellen Antrag. Und das Ministerium Maura hätte diesen Antrag nicht übers Gewissen gebracht. In Barcelona waren Kirchen und Klöster niedergebrannt, Privathäuser geplündert, Menschen getötet und ausgeraubt, die für den Riffkrieg mobilisirten Truppen zu Gehorsamsweigerung und Meuterei aufgehetzt worden. Vier Rebellen schon nach der Strenge des Gesetzes gerichtet. Und der als Anstifter Verurtheilte sollte, das Haupt der Hydra, aufrecht bleiben, aus Goldfäden vielleicht die Strickleiter flechten, die ihm aus der Zelle hilft, und aus dem nächsten Anarchistenasyl dann seine Zettelung fortsetzen? Weils die im Ausland mit fetten Enten genährte Agitation so verlangt? Maura hat für Ferrer nicht Gnade beantragt. Alfons konnte sie aus eigenem Recht nicht gewähren; stand also nicht vor einer Wahl. Das Urtheil wurde im Fort Montjuich vollstreckt.

Ein Fehlspruch? Möglich (seit ein Theil der Protokole, die Anklageschrift und der Schlußvortrag des Anklägers veröffentlicht ist, wirds kaum noch behauptet). Jedenfalls ein unter Wahrung aller geltenden Rechtsnormen entstandenes Urtheil, das ernsthaften Menschen keinen triftigen Grund zu Rüge und Schmähung bot. Die offiziösen meneurs des pariser Pöbels, die Kneipenbrüller und nach Zeitungruhm geilen Frauenzimmer, die ihre Tobsucht exhibirten wie in holderen Tagen vielleicht ihre Brustwärzchen, mußten, um eine Abendstunde zu füllen, das Blau vom Himmelsdach lügen. Der Erbschleicher, der Ernestinen Meunier Heiligenbilder ins Haus schickte, sie in dem Wahn sterben ließ, ihr Erspartes werde verwaisten Säuglingen unter der Hut eines frommen Menschenfreundes ein Heim schaffen, und den selbst die spanischen Emigranten vom Schlag Zorillas mieden, wurde schnell zum Phosphoros und Weltenheiland. „Die Knechtschaft, in der die Pfaffen das spanische Volk halten, spottet jeder Beschreibung.“ Spottet wirklich. Denn mag die Klerisei dem Vaterlande des Cervantes auch heute noch den belebenden Saft aus den Wurzeln saugen: Verfassung und Strafgesetz gewähren so viel Freiheit wie nur je eines Staates auf unserem Festland; zehnmal mehr als Deutschlands. In

welcher Monarchie können Bekenner republikanischer, hüllenlos revolutionärer Gesinnung vom Staat besoldete Professoren, Senatoren gar sein? In Spanien. Welches Reich mit katholischer Staatsreligion duldet atheistische Schulen und eine dem brüsseler Reclus-Muster nachgebildete, von rothen Republikanern geleitete Freie Universität? Spanien. Wo kann ein anarchistischer Agitator gegen König und Kirche, Minister und Heereshäupter straflos die wüstesten Brandreden halten? In Spanien. Welche monarchische Verfassung hat auch die Kriegsgerichte jedem Eingriff des Königs und der Regirung entzogen? Spaniens. Wo läßt die Gefängnißverwaltung einen Brief durchgehen, in dem ein wegen Hochverrathes und Anstiftung einer Soldatenmeuterei Verhafteter seiner Liebsten das „schändliche, infame" Treiben der Regirung schildert? In der Heimath Alfonsens und Ferrers. Nicht einmal die schüchternsten Anfänge des Demagogenwerkes, das der durch die pariser Erbschaft bereicherte Kneipwirth vollbracht hat, wären im Deutschen Reich möglich gewesen. Gott sei Dank? Leider? Jeder mag nach seiner Ueberzeugung jubeln oder stöhnen. Keiner darf den Männern, die in so sträflicher Leichtgläubigkeit für diese miserable Sache, weil der pariser Mob sie ins Martyrische fälschte, ihre berühmten Namen einsetzten, den schroffsten Tadel ersparen.

Sie waren durch schlimme Erfahrung gewarnt. Hatten sich für den Deutschenhasser, Spionenzüchter und Boudoirsoldaten Picquart (der als Kriegsminister seinen und ihren Dreyfus sacht aus der Armee drängelte), dann gar für den Popen Gapon, den von Nikolais Ministern bezahlten Lockspitzel und Denunzianten, begeistert und mit ihrem Kindergezeter für den nie von irgendwie ernster Gefahr bedrohten Verschwörer und Aufstandstifter Gorkij (der später am Kurfürstendamm die Berliner Sezession zur Erlösung des Russenvolkes aufrief) sich vor Europa gräßlich blamirt. Konnten sie sich nicht vor dem Rückfall hüten? Mußten sie jeden Unsinn, der ihnen ins Ohr gepfaucht oder gewispert wurde, mit so gläubiger Inbrunst ins Hirn ätzen wie niemals, die auf ihre Skepsis so Stolzen, ein Evangelienwort? Wenn kecke Knaben, statt den Hosenboden auf die Schulbank zu pressen, Oeffentliche Meinung machen, wenn Studenten oder schreibende, malende, meißelnde Zigeuner, weil sie nichts zu verlieren haben, alle grausamen Nothwendigkeiten der Staatserhaltung, der Autoritätwahrung, des Eigenthumsschutzes leugnen und jeden Strolch oder Schnapsstänker als freie Persönlichkeit, jede ins miederlose Reformkleid der „Frauenbewegung" geräkelte Maulhure als Brecherin alter Tafeln feiern, läßt mans lächelnd gehen. Wundert sich kaum noch über die sonderbare Zeit, die mehr Schätze häuft als je vor ihr eine und von der lungernden, in müßiggängerischem Hang hungernden Artistenproles sich das Gesetzbuch des Staats- und

Besitzrechtes aufschwatzen läßt. All die hehren Jünglinge und kindisch gebliebenen Schoppenstecher und Unterrockschnüffler, deren beredter Mund oder spitze Feder täglich Freiheit, Brüderlichkeit, Sozialreform und Schröpfung der Reichen empfiehlt, hätten, wenns dazu käme, nur zu gewinnen und brauchten solche Errungenschaft nicht zu bezahlen; würden über Menschenrecht und Arbeitvertrag aber morgen schon anders denken, wenn auch nur ein Mädchen für Alles ihnen mit Lohnzuwachswunsch und Schonungpostulat auf die Bude rückte. Jeder hat die Kraft, das Leid des Nachbars zu tragen; Jeder den Muth, Andere fürs Gemeinwohl bluten zu lassen. (Deshalb haben Zeitungverleger, die junkerliche Steuerschen Tag vor Tag tapfer schmählen, sich mit Hand und Fuß gegen die Inseratensteuer gesträubt, die der Volksgesundheit doch minder schädlich wäre als die Kürzung des Witwen- und Waisenerbes. Deshalb sind Professoren, denen die Schmälerung der Kollegiengelder, schon ein auf ihre Kosten den armen Dozenten zu spendendes Bettelgeld einem sakrilegischen Angriff auf das Thurmgesims ragender Wissenschaft ähnlich scheint, unbarmherzige Kritiker der Unternehmerprofitsucht. Deshalb kann ein Mosse, der einen sein Holzpapierreich im Schückington kritisirenden Söldling aus Verlag und Redaktion auf die Straße stieße, der Königlichen Staatsregirung nicht verzeihen, daß sie die husumer Ohrfeigen nicht dankbar, als nützlichen Denkzettel, einsteckt.) Das ist des Landes der Brauch. Diesmal aber handelt sichs um reife, um alternde oder greise Männer von Weltruf. Warum raffen sie sich niemals zu einer Wortfehde gegen nahe Ungebühr, gegen heimischen Aemterübermuth auf? Schütteln nie gegen deutsche Richterstühle die Faust? Warum lassen sie ihr Vaterland durch eine Bündnißlüge schänden, die den Horizont der deutschen Zukunft verqualmt und verpestet? Weil sie dann nicht Geheimräthe, Akademiemitglieder, Ehrendoktoren, Ritter hoher Orden würden, nicht zwischen Ihrer Durchlaucht und Seiner Excellenz vor der Trüffelschüssel säßen? Ich wills nicht glauben. Auch ohne bestimmten oder unbestimmten Dolus sind sie durch den unbestreitbaren Thatbestand schwer genug belastet. Um Politik bekümmern sie sich das ganze Jahr lang nicht. („Ich habe Wichtigeres zu thun", sagte einmal Einer, der viel Geld verdient, manchmal was Gutes schreibt und was Hohes auf die Frackbrust hängen darf; das Hohngelächter meines Herzens hat er nicht gehört.) Glauben, wenn sies zufällig lesen, daß die jungtürkischen Schlächter Kulturträger sind, daß Fürst Ito, neben dessen koreanischer Schinderarbeit der Legendenalba ein milder Menschenhirt scheinen müßte, einem humanen Glückbringer glich, und daß dem Fürsten Bülow Rühmliches von dem römischen Zeitungtribunen nachgesagt wird, der ihn, den vierten Kanzler des Deutschen Reiches, den „eifrigen Anwalt italienischer Interessen" nennt. Sie wissen nichts

von Zusammenhang und Kausalität des Geschehens, nichts von den Pflichten des Tages, dessen Dämmern auf Deutschlands Höhen schon zu spüren ist. Geben sich aber für Jugendbildner, für Nationalmagister und Seher gar aus. Sind außer sich, wenn der Kaiser mal ohne zureichende Information und Sachkunde ein schimpfirendes Wort auf ihr Gebietchen fallen läßt. Und tölpeln selbst plump in den Porzellanladen, den Diplomatensorge bewachen sollte.

Frankreich und Spanien mußten an der Scherifenküste hart zusammenstoßen, wenn die kräftige Politik Mauras fortgesetzt wurde (der übrigens weder erzreaktionär noch erzklerikal ist; unter dem Präsidium des liberalen Sagasta Kolonialminister war und einen Erzbischof wegen eines der Civilehe feindlichen Hirtenbriefes anklagen ließ). Der Tag nahte, an dem Spanien in Taza herrschen, das Thor vor der für Frankreich wichtigen Straße, die aus Algerien nach Rabat führt, verriegeln und die französischem Einfluß offene Zone um ein Beträchtliches engen würde. Schon hatte General D'Amade gefragt, ob Taza zu einem neuen Faschoda werden solle. Vielleicht kann man das unbequeme Ministerium im Ausland um seinen Kredit bringen? So denkt am Quai d'Orsay ein Pfiffikus. Läßt Ferrer (dessen Schicksal in Spanien keinen Menschen erregt und dessen Namen die radikalsten Cortesmitglieder im ärgsten Sitzungssturm nicht nennen) in die Heiligenglorie wachsen, die Agence Havas und andere Zugängliche mit Feuereifer für ihn arbeiten: und gewinnt das Spiel. Maura weicht dem romanischen und germanischen Wuthschnauben; weicht, um dem Vaterland schwere Stunden zu sparen, dem Zornspruch der Prominenten. Moret, in Madrid der den Franzosen ergebenste Mann, wird Ministerpräsident und der gallisirte pariser Botschafter Perez Caballero zieht ins Auswärtige Amt. Frankreich jubelt. Hanotaux begrüßt l'heure unique, die nun gekommen ist, und zweifelt nicht mehr an rascher und völliger Versöhnung. Wie sollte er? Moret, Révoil, Perez Caballero kennen einander aus der schönen Algesiraszeit und sind nun in Madrid wieder vereint. Die Spanier werden auf weiteren Vormarsch, die Pariser auf die Ferrermär verzichten und gemeinsam Muley Hafid zausen. Kein Interessenkonflikt mehr. Innige Freundschaft. Und Deutschlands „führende Geister" haben mitgewirkt.

Holstein, dessen Patriotenwunsch immer war, die Franzosen zwischen Spaniern und Kabylen festzuklemmen, hat den Dilettantenunfug nicht mehr erlebt. Ohne neue Gelbsucht hätte er ihn nicht überstanden. Bleiben Völker, nach Goethes Wort, immer kindisch? Vom Battenberger über Louis Botha zu Gapon und Ferrer. Wenn die Briten in Empörung über fremde Gräuelthaten schwelgen, ergiebt der Rechnungabschluß stets ein gutes Reichsgeschäft. Wir? Hissen die Flagge des Ideals und zahlen schluchzend die Trauerzeche.

❦

Dostojewskij.

Die Größe Dostojewskijs berührte mich zum ersten Mal in sehr jungen, unreifen Jahren; ich hatte noch drei Klassen des Gymnasiums vor mir, bis zu der sonderbaren Reiseprüfung, die in Deutschland die Pforten der Universität öffnet. Ich las damals so viel, daß ich mich jetzt mit einigem Recht vom Lesen dispensiren darf. Und ich las, wenn auch nicht mit vollem Verständniß, so doch mit gutem Instinkt: fast nur Bücher, die mir eine Welt aufthaten, in der Ziele für mich leuchteten, und nur Bücher von persönlich künstlerischem Ausdruck. Trotzdem ist Vieles davon für mich versunken und kaum noch in Erinnerung. Aber Dostojewskij ist mir geblieben, und je mehr ich davon abkam, modernen Künstlern Größe zuzuerkennen (was ich, nach Jugendart schnellfertig, gern that, wenn mich ihre Kunst sympathisch berührte und mein Lebensgefühl steigerte), um so mehr fühlte ich: Dieser ist wirklich groß, obwohl er mir nicht eigentlich sympathisch ist und mich öfter bedrückt als erhebt. Ich weiß jetzt: er ist mehr als ein Gipfel, er ist ein Gebirge. Und alle modernen Gipfel, einen einzigen ausgenommen, ragen kaum zur halben Höhe seines Mittelzuges; der Eine aber, der seine Spitze überragt, Nietzsche, wirkt neben seinem ungeheuren Massiv aus gewachsenem Fels fast beängstigend als Kunstwerk: wie etwas Konstruirtes neben etwas Elementarem.

Dieses Bild (es ist nur ein Bild und will nicht als mehr genommen sein) spricht keine Werthvergleichung aus, sondern den Eindruck, den ich vom Nebeneinander der beiden einzigen wirklichen Größen habe, die in der modernen Literatur seit Goethe und Byron erschienen sind. Vielleicht ist Nietzsche ein sublimes Ende und Dostojewskij ein riesiger Anfang; Jener das Ende der westlichen: europäischen, auf der Antike beruhenden Kultur, Dieser der Anfang der östlichen: russischen, die von Byzanz stammt. Das Künstliche in der Erscheinung Nietzsches läßt dieses bange, ja, tragische Gefühl aufkommen; und die beklemmende Wucht, mit der uns der slavische Byzantiner Dostojewskij entgegentritt als Fürsprech einer ungeheuren, uns trüb chaotisch erscheinenden Masse von urchristlichen Barbaren, verdichtet diese Empfindung zu einer neweligen Beängstigung. Aber Das ist ist eine Frage der Kultur- und Volkskräfte, deren Ausdruck die Beiden sind. Nietzsche-Zarathustra kann auch wirklich Das sein, als was er sich empfand: Morgenröthe. Und dann hätte Dostojewskijs Lux ex oriente für uns nur die Bedeutung eines fernen Schauspiels: der letzten Abendhelle von Byzanz über slavischen Nebeln. Jeder gute Europäer (im Sinne Nietzsches) wird Dies aufs Innigste wünschen und hoffen. Unsere Liebe kann unmöglich bei Dostojewskij sein, dessen Ideale mit den unseren nichts zu thun haben. Aber wir können die selbstsichere Kraft unserer

aus Hellas und Rom stammenden Kulturtriebe nicht besser beweisen, als indem wir sie ruhig dem Oststurm aussetzen und zeigen, daß sie ihm gewachsen sind; so sehr, daß wir die prachtvoll entfesselten Elementarkräfte des russischen Genies als Schauspiel mit unverhohlener Bewunderung genießen können

Ich halte daher die Herausgabe der sämmtlichen (nicht nur dichterischen) Werke Dostojewskijs in guten Verdeutschungen, die die Verlagsanstalt von R. Piper & Co. mustergiltig zu besorgen am Werk ist, für eins der verdienstvollsten Unternehmen überhaupt, das wir dem deutschen Verlagsbuchhandel in der letzten Zeit verdanken. Wer europäisches Kulturgewissen hat, muß trachten, Dostojewskij kennen zu lernen, und zwar den ganzen Dostojewskij, denn Dieser ist, obwohl auch seinem Werke Widersprüche nicht fehlen, eine gewaltige Einheit, deren wirkliches Wesen nur Dem voll aufgeht, der es sich in seiner Gesammtheit zu Eigen macht. Das Wort Weltliteratur, zum ersten Mal von Goethe ausgesprochen, und zwar im Sinn eines deutschen Kultur-Postulats, darf Keiner als beherzigt im Munde führen, der neben den Großen klassischer Prägung aus den reinen Kunstzeiten der Völker nicht auch diesen wahrhaft großen Modernen kennt, der, gleich Jenen, wirklich eine Welt bedeutet. Diese Welt ist nicht die unsere, ja, sie ist ihr im Grunde feindlich und bedrohlich; aber eben darum müssen wir sie kennen und verstehen lernen. Je intensiver wir fühlen, daß es nicht die unsere ist und daß wir uns in der unseren bestärken müssen gegen sie, um so nützlicher wird uns die Bekanntschaft mit ihr werden, ohne doch dadurch an Reiz einzubüßen. Denn Das ist das Wunderbare an Dostojewskij: er verletzt nicht. Er ist zu groß dazu. Er kann bedrücken, wie Gewitterluft bedrückt, aber er entschädigt dafür durch herrliche Entladungen des souverainen Genies. Doch Dieses ist nicht der Hauptgrund, weshalb bei ihm Das, was uns unsympathisch, fremd, pathologisch berühren könnte, schließlich als Reiz wirkt. Der Hauptgrund liegt im Elementaren der Anlage und Darstellung. Es wäre verkehrt, zu sagen, daß Dostojewskij Das habe, was man reine Objektivität nennt. Er ist vielmehr tendenziös, aber er ist es in so kolossaler Art, wie es nur ein Genie sein kann, dessen verstandesmäßige Absichten nicht als Absichtlichkeiten, sondern als Selbstverständlichkeiten seines jeweiligen Stoffes zu Tage treten. Man weiß bei ihm schon nach den ersten Seiten gleich das „Wie und Wann", genau wie bei Shakespeare. Mit anderen Worten: Er hat die geniale Naivetät der Tendenz. Es ist das Gleiche wie mit der naiven, selbstverständlichen Absicht einer natürlichen schönen Frau, zu gefallen. Sie liegt in ihr, ist wie ein Reflex ihres Wesens, wirkt ohne Zuhilfenahme des bewußten Willens und daher ohne jeden fatalen Beigeschmack, während die Gefallsüchtige durch ihre Absichtlichkeit den feineren Sinn genau so abstößt, wie der ästhetisch empfindliche Leser durch bewußte, aufdringliche Tendenz von einem Kunstwerke abgestoßen wird. Es besteht bei

der Lecture Dostojewskijs vielmehr die Gefahr, daß wir, ob auch im Anfang von richtigem Instinkt zu abweisender Stimmung aufgebracht, nach und nach so in den Bann seiner großen Persönlichkeit und Kunst kommen, daß wir schließlich das gefährliche Fremde, für uns Giftige seiner Art gar nicht mehr spüren. Sein Zauber verführt uns. Wer auch nur ein Buch Dostojewskijs kennt, weiß, wie fesselnd, hinreißend dieser Koloß auch zu unterhalten weiß. Darum ist in der That lange Zeit so gut wie ganz übersehen worden, daß dieser mächtige Zauberer, der zu spannen und zu unterhalten versteht wie Balzac, nicht nur ein höchst interessanter Schilderer russischer Zustände, auch nicht nur ein gewaltiger dichterischer Verklärer russischen Wesens, sondern ein bewußter Apostel der innerlichsten Kräfte des russischen Volkes ist, von dem er die tiefste Ueberzeugung hat, daß sie nicht allein Rußland zu einer ungeheuren Geschlossenheit und Macht steigern, sondern auch die westliche Kultur in ihrer jetzigen Richtung brechen und mit ihrem Geist zu etwas Neuem umbilden werden. Sein Glaube ist, daß am russischen Wesen die Welt einmal genesen soll, denn für ihn ist der Westen krank, die russische Oberschicht davon angesteckt und nur das russische Volk gesund. Das wurde nicht bemerkt, weil sein Apostolat viel weniger das eines Predigers als das eines Gestalters ist und weil seine Kunst der Gestaltung die ganz seltene Kraft hat, die nur den gewaltigsten Bildnern eignet: daß sie oberhalb aller Meinungen, gleichsam göttlich erhaben, ohne Antheilnahme aus ungeheurem Ueberflusse schafft: Gerechte und Ungerechte, Weise und Thoren, Gesunde und Kranke, Ehrfurcht Gebietende und Alberne, — Alle mit der gleichen Gelassenheit ihren Weg verfolgen lassend und nur in der Auswage des Ganzen zu einer Weltharmonie einen höheren Sinn fühlend und wollend. Hätte er nicht doch zuweilen dem Menschlichen seinen Zoll zahlen müssen, indem er seinen Zorn (der aber doch wie ein rechter Jehovazorn wirkt) verrieth, wie in den „Dämonen", so würden seine europäischen Leser wohl noch später gemerkt haben, welches unerbittliche Richtungsgebot aus ihm wirkt. Seine russischen Leser haben es um so schneller gefühlt. Uns mußte erst Tolstoi die Augen über Dostojewskij öffnen, Tolstoi, als aus dem gestaltenden Künstler der predigende Apostel wurde. Die Unterschiede in den Tendenzen der Beiden gehen uns hier nicht an. Tolstoi, der bei Weitem Kleinere, konnte Sektirer werden, weil er in einem gewissen Sinne Renegat des Westens ist; Dostojewskij wuchs stetig, ungebrochen, niemals wirklich aus russischem Gleis gerathend, zum großen nationalen Propheten empor, der, indem er das Ganze russischen Volksthums mit ungeheurer Liebe umfaßte, nur den großen Weg des Ganzen sah und alle einzelnen Fehler, Schwächen, Auswüchse zwar künstlerisch analytisch registrirte (und mit einer sonden-grausamen Richtigkeit ohnegleichen), aber nie zum Gegenstand des Angriffes machte. Denn auch sie gehören für ihn zum Wesen des russischen Volkes und sind ihm nur

die nothwendigen Schatten in seinem Bilde. Ja, oft geschieht es, daß wir, dem russischen Wesen fremd, bei seinen Menschen anfangs glauben, sie sollten, in aller Blöße ihrer Gebrechen dargestellt, abschreckend wirken, und schließlich merken wir, daß die Sympathie ihres Erzeugers bei ihnen ist, und ehe wir es uns versehen, empfinden auch wir ihnen gegenüber alles Andere eher als Widerwillen. Eine Art Perversion unseres natürlichen Empfindens tritt ein, — freilich eine Perversion in der Linie christlicher, auch uns eingeimpfter Ideale, doch in schwer zu erklärender Weise slavisch, genauer: russisch-byzantinisch nuancirt.

Ich spreche immer vom Standpunkt eines Menschen aus, dem Nietzsches Wort von der Umwerthung aller Werthe nicht zu den leeren Wortschällen gehört, und ich nehme an, daß dieses Wort die Richtung kennzeichnet, in der sich die stärksten Kräfte unserer heutigen westlichen Kultur bewegen. Wer dieses Wort ablehnt (und Das kann von Menschen sehr hoher geistiger Potenz geschehen), Der müßte, sollte man meinen, Dostojewskij ohne Weiteres als Wahlverwandten begrüßen. Denn aus Dostojewskij spricht Christus; und man muß sehr weit zurückgehen in der Entwickelung des Christusgedankens, um bis zu Einem zu gelangen, aus dem er so mächtig gesprochen hat wie aus ihm. Ich für meinen Theil gelange bis zu Franz von Assisi. Und doch wird ein Deutscher, wie christlich er auch empfinden möge, sei es als Katholik oder als Protestant, kaum mit gutem Gewissen sagen können, daß dieser Christus der seine ist: ja, er wird diesen Christus als ein Zerrbild des seinen empfinden und wahrscheinlich wird er erklären, es sei ein mit inbrünstiger Gewalt entstellter Christus: unheimlich und gespenstisch. Und Dostojewskij, sein Verkünder, wird ihm als Mystagoge erscheinen.

Dennoch ist dieser Christus von einer furchtbaren Echtheit, ist Christus in ganzer gigantischer Wahrheit. Und auch der unsere, selbst den nicht ausgenommen, den die starke Seele des ehemaligen Mönchs Martin Luther gesehen hat, wirkt klein daneben: als eine Kompromißgestalt, zugeschnitten auf die religiösen Bedürfnisse von Völkern, zu denen die Lehre des Nazareners als etwas Fremdes gekommen ist. Der Russe Dostojewskij aber, der geniale Inbegriff des russischen Volkes in dem selben Umfang und der selben Tiefe, in der Nietzsche der geniale Inbegriff westlichen Kulturgewissens ist (eigentlich seine Wiedergeburt): Dostojewskij hat ihn, mit russisch-mystischer Inbrunst in tausend Gestalten (lauter Ausstrahlungen seines russischen Herzens) zerlegt, wiedergeboren und zum künstlerischen Ereigniß gemacht, das nicht nur für Rußland, ja, für dieses urchristliche Land weniger als für uns ein Ereigniß ist. Dies muß man sich, will man das Phänomen Dostojewskj in seiner ganzen, alle ästhetischen Gesichtspunkte hoch überragenden Bedeutung umfassen, immer wieder vergegenwärtigen. Hie Nietzsche, dessen Zarathustra die alten Tafeln (die vom Sinai) zerbricht, hie Dostojewskij, der aus seinem russischen Herzen

den Ur-Christus aufrichtet. In diesen beiden großen Fühlern, Denkern, Künstlern verkörpert, stehen sich zwei wirkliche Weltmächte gegenüber: ein ungeheures Schauspiel, dessen Perspektive wir heute nur ahnen, nicht übersehen können. Kein Wunder, daß daneben alle übrige moderne Literatur spielkastenhaft klein erscheint.

Welche Gegensätze! Und nichts als Gegensätze! Es genügt aber, den einen zu erkennen, in dem alle anderen eingeschlossen liegen: hier der Wille zur Macht, dort der Wille zur Demuth.

Das ganze westliche Christenthum hat eigentlich immer (unbewußt oder bewußt) den Versuch gemacht, diese Gegensätze zu vereinen. Dostojewskij und Nietzsche sind in der Erkenntniß einig, daß Dieses nicht möglich ist. In dieser Erkenntniß ist ihre gewaltige Bedeutung begründet. Scheinbar gehört nicht viel dazu, Dies zu erkennen; aber alle genialen Erkenntnisse sind einfach und wirken, erfaßt, als Selbstverständlichkeiten. Die Masse der Menschheit neigt (sie kann nicht anders, es ist ein Gesetz: Bedingung des Lebens) zu Kompromissen; das Amt der großen Genies scheint es zu sein, in gewissen kritischen Momenten, wo das Kompromiß-Prinzip gleichsam ausgeleiert, auf einem toten Punkt angekommen ist, wieder die natürlichen Gegensätze zu erkennen und aufzurichten. Das Genie fängt, kann man sagen, immer von vorn an: es ist Genie, weil es die Quellen kennt und sich aus den Quellen speist, während wir Anderen unser Genügen an Mischungen oder Ableitungen finden. Aber die Erkenntniß allein thut es nicht. Erstens muß es, wenn das Wort erlaubt ist, auch Erfühlniß sein und dann muß eine vollkommene Hingabe an die Idee dazu kommen, das erfühlt Erkannte ins Werk zu setzen: wirksam zu machen. Dazu gehört eine produktive Leidenschaft, der alle Lebenskräfte ohne Besinnen aufgeopfert werden. Obwohl Nietzsche gesagt hat: „Ich will kein Heiliger sein", macht diese Leidenschaft das große Genie gleichzeitig zum Helden und zum Heiligen. Weil, wieder mit Nietzsche zu reden: „höchste Selbstbesinnung der Menschheit" in solchen Menschen „Fleisch und Genie geworden ist", sind sie bestimmt, sich schaffend zu verzehren: die Menschheit, ihre Menschheit, aus sich heraus gleichsam neu zu produziren. Nietzsche that Dies, indem er eine Gestalt schuf, den Zarathustra, der der schließliche Inbegriff seiner ganzen Gedankenwelt wurde. Er sah und schuf, kann man sagen, das Vorgesicht des Uebermenschen. Mit einem ästhetischen Bild gesprochen: er hat eine Kolossalstatue hinterlassen. Dostojewskij hingegen erzeugte dichterisch ein Gewimmel von Menschen; und wenn sie auch Alle, trotz ihrer naturalistischen Anlage, überlebensgroß gestaltet sind: es sind keine Kolosse. Sie recken sich nicht: sie ducken sich. Nimmt man aber den rechten künstlerischen Abstand vom Gesammtwerk des russischen Riesen, so erblickt man eine ungeheure Figur nach Art der hundertköpfigen, tausendarmigen, alle Geschlechter in sich vereinigenden indischen Götterbilder: das russische Riesenvolk.

Wer Kunst intensiv zu fühlen vermag, erschauert in Bewunderung vor dieser Leistung und erkennt, daß Dostojewskij an zeugendem Reichthum schöpferischer Kraft nur mit Einem verglichen werden darf: Shakespeare. Er ist der Shakespeare des Romans, ist Rußlands Shakespeare.

Wie bei dem großen Briten, so kann man auch bei ihm Haupt- und Nebenwerke unterscheiden; aber wie bei Shakespeare, so giebt es auch bei Dostojewskij, kein Werk, das schlechthin als belanglos zu bezeichnen wäre. Wie Shakespeare, läßt auch er sich zu Späßen herab; aber man sehe sich nur auch diese Späße genauer an. Sie sind oft mehr komisch als humoristisch, ja, sie mögen auf manchen düsteren Deutschen burlesk, übertrieben wirken. Und die Wehleidigkeit, die sich gern ästhetisch drapirt, wo sie nichts weiter ist als Sentimentalität im seichtesten Sinn, wird sich über die Grausamkeit beklagen, mit der Dostojewskij manchmal zu scherzen liebt, indem er Trauriges, ja, Tragisches zum Untergrund seiner Späße macht. Aber eben darin liegt das genial Eigenthümliche des scherzenden Dostojewskij, daß sein Spaß etwas Konvulsivisches hat, daß sein Humor das Maß landläufig munterer Gefühle überschreitet, daß seine Komik zur Groteske und Karikatur wird, wie die der Alten. Unsere wohltemperirten Humoristen mit ihrem behaglichen Lächeln der Philister-Toleranz (die im Grunde Ueberhebung ist) haben sich leider von den dunklen Quellen allen Humors so weit entfernt, daß sie glauben, Humor sei identisch mit Dem, was sie Optimismus nennen. Sie übertreiben zwar nichts und so auch nicht den „Humor“, aber sie fälschen das Leben, indem sie es als etwas „Lustiges“ hinstellen. Wenn sie sich schon nicht an Dostojewskij ein Muster nehmen wollen (oder an Shakespeare, Cervantes, Rabelais), so sollten sie wenigstens Wilhelm Busch nacheifern, der freilich in der Grausamkeit und pessimistischen Resignation etwas zu weit geht.

Die humoristischen Erzählungen Dostojewskijs gehören unausscheidbar zum Werk des großen Russen auch deshalb, weil sie nicht weniger als seine anderen Dichtungen das Gepräge einer höchst seltsamen Art von Liebe zur Schwachheit im Menschen haben. Diese Liebe ist auch darin seltsam, wie sie sich äußert. Das geschieht mit der unerbittlichen Grausamkeit, die keine Erniedrigung erläßt und doch Alles verzeiht. Nur das Herrische, auch wenn er es triumphiren läßt, wird eigentlich verächtlich gemacht und mit künstlerischem Haß behandelt.

Alles Tiefe hat Dostojewskijs Sympathie. Wo er liebt, tritt er darnieder. Er will aber nicht das gewöhnliche Mitleiden erwecken, wie es die Art westlicher Sentimentalität ist, die sich um die gewaltigste Forderung des Christenthumes auf eine erbärmlich wohlfeile Manier herumschwindelt, sondern seine Absicht ist gerade das Gegentheil davon. Er will die triumphirende Demuth zeigen. Die innere Ekstase der Demuth als höchstes Glück, ja, als

einziges menschenwürdiges Glück und alles Andere als Laster und Scheinglück zu demonstriren, wird er nicht müde. Man hat das Gefühl: er peinigt sich wollüstig selbst, wenn er seine Menschen von Qual zu Qual in die Tiefen ihrer selbst führt. Wenn unser Ideal Menschen sind, die ihre Persönlichkeit möglichst groß und frei zu äußerer herrschender Wirkung entfalten, wenn wir, zum Beispiel, einen Napoleon bewundern, der aus der Tiefe zur Höhe emporsteigt, so zwingt dieser Russe uns Bewunderung für Solche ab, die ihre Persönlichkeit gleichsam einfalten: auf einen inneren Punkt reduziren, — äußerlich Verachtete, Zertretene, innerlich Glorreiche, Erhabene. Viel eher als von Mitleid kann von Mitfreude die Rede sein, die der Dichter damit hervorrufen will.

Aber hier ist der Punkt, wo der Instinkt des Menschen westlicher Kultur sich sträubt, diesem Hexenmeister zu folgen. Wir werden ergriffen, wehren uns aber, ganz in den Bann dieser moralischen Fallsucht gezogen zu werden. Aufrichtig bereit, diese Virtuosen der Demuth als außerordentliche Menschen zu bewundern und ihnen Kräfte zuzuerkennen, die denen von Heiligen verwandt sind, lehnen wir es doch ab, sie als Beispiele und Muster für die gesammte Menschheit hinzunehmen; ja, wir zweifeln daran, daß sie auch nur für die russische Menschheit Muster sein können. Und wir freuen uns der Zuversicht, daß, wenn der russische Geist wirklich von dieser nach unseren Begriffen zwar sublimen, aber krankhaften Art von Perversion ins Passive ist, keine Gefahr für uns besteht, von ihm überwunden zu werden. Flagellantenzüge erobern nicht die Welt.

Und doch haben sich die Bücher Dostojewskijs die Welt erobert. Wie ist Das zu erklären?

Ich deutete es bereits an, indem ich auf seine künstlerische Größe hinwies, die der Tendenz das Absichtliche nimmt, und auf den ungeheuren Reichthum seiner fesselnden Motive und Gestalten, der shakespearisch wirkt. Das heißt: bereichernd und überwältigend. Aber noch Anderes kommt hinzu.

Ein Hauptgrund ist (auch schon angedeutet) der, daß Dostojewskij, gemessen selbst am Größten unserer deutschen Dichtkunst, Goethe, als eine tiefere, reinere Offenbarung von Natur- oder Volkskräften (wie man will) wirkt; daß neben ihm alle Literatur des Westens (ganz Weniges ausgenommen, wie etwa einige Verse Verlaines, einige Worte Hilles) den Eindruck von auf Flaschen Gefülltem, Destillirtem macht neben einer sprudelnden Quelle. Mit anderen Worten: Dostojewskij, obwohl er doch in einem höchst unantiken Maß, ja, recht eigentlich als der größte Anti-Antike, Analytiker, Zerfaserer, Bohrer, Wühler ist, besitzt dennoch die große, den älteren lebenden Literaten fast ganz abhandengekommene Eigenschaft echter Urwüchsigkeit. Was Alles ihn auch künstlerisch beeinflußt haben mag (denn es fällt auch in diesem Sinn kein Meister

vom Himmel): der Eindruck ist, als ackere er, ein Urbauer der Dichtkunst, jungfräuliche Erde. Dies ist ein Reiz, dem sich Niemand entziehen kann, der Sinn für Kunst hat. Aber auch der ganz naive Leser (der beste Leser) fühlt sich auf der Stelle ergriffen und belebt. Man kann auch ein Bild aus den Anfängen der Architektur heranziehen, indem man Dostojewskij einen Kyklopen nennt, der mit ungeheuren unbehauenen Quadern hantirt, die er ohne den Mörtel der uns überkommenen technischen Hilfsmittel des Romanes verbindet: Rißkante in Rißkante gefügt. Aber auch hier meldet sich sogleich der differenzirende Zusatz, daß es dabei nicht an einer fast unübersehbaren Fülle von Einzelheiten fehlt. Indessen spricht sich gerade in dem Nichtdeckenden der gewählten Bilder ein weiterer Grund für den bannenden Reiz dostojewskijscher Bücher aus. Ihre hohe und edle künstlerische Einfalt, ihre reine und urthümliche Epik würde moderne Leser vielleicht nur zu kalter Bewunderung zwingen, wenn nicht auch für moderne Nerven- und Gehirn-Wünsche in einzigartigem Maße gesorgt wäre, — eben durch das feine psychologische Detail und durch die Durchäderung mit Problemen, Beobachtungen, Phantasien rein moderner, erst uns zugänglicher, von uns aber eben darum ersehnter Art. Vielleicht darf eine Formel gewagt werden: Einfalt plus Nervosität. Oder um Lamprechts Wort zu verwenden: „Ein Seher im antiken Sinn mit moderner Reizsamkeit."

Ferner ist zu sagen, daß die russisch-byzantinischen Tendenzen, die sich beim Ueberblicken des Gesammtwerkes gleichsam als Lokalfarbe seines Schaffens aufdrängen, innerhalb der einzelnen Werke keineswegs in dieser Wucht hervortreten (bei einigen schwingen sie kaum hörbar und als Unterton mit), weil sie, ohne an Bedeutung zu verlieren, künstlerisch durch Kontrastfaktoren ausbalancirt werden. Es ist, als ob Dostojewskij Nietzsche vorgeahnt hätte. Er taucht als verzerrtes Vorgesicht immer wieder bei seinem großen Widerpart auf. Kein Wunder! Denn wie in Nietzsche der Christ verborgen war, so in Dostojewskij der Anti-Christ. Dieser gigantische Prophet des russischen Christus hat auch den russischen Teufel im Leibe gehabt. Und was für einen! In wie vielen Gestalten! Eine Legion von Teufeln! Darum ist sein Werk ein wahres Pandämonium. Und dieser Ueberchrist läßt, darin seinem deutschen Gegenpropheten überlegen, auch den Teufeln ihr Recht. Sie toben sich in einem kolossalen Stil aus.

Und damit ist auch Dies gesagt: Dostojewskijs Demuth ist nicht Tolstois Askese. Wie klein nimmt sich neben seiner Erotik, die Blut und Klauen hat, die doktrinäre Erotik der jungen Russen aus! Aber nicht blos die sinnliche Leidenschaft: jede braust durch die wirbelnde Welt Dostojewskijs, die, wie ungeheuer reich an Geist sie auch ist, nicht aus einem blutleeren Gehirn konstruirt, sondern, wie im Hirn, so auch im Herzen erlebt worden ist. Dieses Herz, dieses Hirn, dieser Mensch war selbst ein Pandämonium.

Stellen wir ihn uns vor, so gelangen wir zu einem Bild von der Inbrunst und Furchtbarkeit eines Mathias Grünwald, zu dem Bild eines Menschen, der Ungeheures erlitten und sich selbst zerkämpft hat, bis er jene Demuth in sich selbst gewann, die er in Bildern von einer ihm ähnlichen Inbrunst und Furchtbarkeit verkündete. Wir gelangen zu dem Bilde eines Heiligen nach der Art des Franz von Assisi, der aus ungeberdigem Herzen heilig wurde und der, um heilig zu werden, Teufel aus sich treiben mußte. Ich weiß nicht, ob die russische Kirche einen so ungeheuren Heiligen besitzt wie diesen Italiener, der erst eigentlich Ernst mit dem Christenthum gemacht hat. Dostojewskij, fühlt man, hätte dieser Heilige in der That werden können, wenn unsere Zeit nicht auch in Rußland unvermögend wäre, einen handelnden Heiligen zu ertragen, und wenn ihn sein vielfältig modernes Wesen nicht gezwungen hätte, zu imaginiren, statt leiblich als Beispiel zu wirken. Vielleicht auch, daß er mit dem Teufelaustreiben doch nicht ganz fertig geworden, daß er eigentlich ein Besessener geblieben ist (in seinem Sinn). Seine Werke sind zum Theil Selbstkreuzigungen; alle Konfessionen der Literatur erblassen vor den Stationen dieser Leidenswege und es giebt kein Wort, das vermögend wäre, die Bewunderung auszudrücken, die ein Fühlender empfinden muß, wenn er sieht, wie dieser Schmerzenmann sich ohne Klage immer wieder zu einem neuen Wege ans Kreuz erhebt, wie er den Schmerz und mit dem Schmerz die Menschheit liebt und wie er in Augenblicken der Verklärung strahlt wie ein Gral des tiefsten seligsten Begreifens und Spendens von Geheimnissen des Innersten. Doch ohne Pathos, ohne Pose. Man kann an byzantinische Christusbilder denken. Doch nur für Augenblicke. Denn die Macht und Pracht und Schönheit von Byzanz fehlt. Dostojewskij ist das Gegentheil einer Schönen Seele. Auch dazu ist er zu groß.

„Alle Kunst ist Trost", sagt Nietzsche. Es fällt scheinbar schwer, dieses Wort auf die Kunst Dostojewskijs anzuwenden, und doch trifft es auch auf sie zu. Nur muß es so tief genommen werden wie Dostojewskijs Werk. Ihr Trost liegt in der Erkenntniß, daß das Menschliche, Allzumenschliche nicht blos auf die heroische Nietzsche-Art überwunden werden kann, sondern auch auf die für unsere Begriffe sklavische Art Dostojewskijs. Doch da thun sich wieder die Abgründe auf, von denen dieser Versuch eines Ueberblickes über die Welt Dostojewskijs ausgegangen ist. Gleichzeitig aber fühlen wir, was die beiden Gegenpropheten mit einander verband: der Wille zur Ueberwindung des Gemeinen.

Sonderbar: ich gedachte, vom Menschen Dostojewskij zu reden, und kam wieder auf sein Werk. Das kann nicht anders sein, denn die Beiden decken sich vollkommen. Das Pandämonium Dostojewskij und das Pandämonium in seinem Werk ist das selbe.

Dostojewskij, der so oft schreiben mußte, um zu leben, lebte doch nur,

um schreiben zu können. Das Schreiben war die Hauptfunktion seines Lebens. Man darf sagen: er athmete seine Dichtung aus. Und wie alles Leben Selbstverzehren ist, so war es auch seines, das Dichten war. Er ist unsterblich, weil er nicht allein seine genialen Kräfte restlos an dieses dichtende Leben gab, sondern auch gefühlte Erfahrungen und angeborene Leidenszüge von einer Intensität, wie sie kaum jemals einem Genius beschieden worden sind.

Darum muß von seinem Schicksal auch die Rede sein.

Wer eine Biographie Dostojewskijs gelesen hat (ich kenne nur die von Nina Hoffmann), wird sofort Dreierlei erkennen, was die Entwickelung seines Genies beeinflußt hat.

Erstens: Dieser Mann ist wegen eines Nichts zum Tode verurtheilt worden, er stand bereits am Pfahl, des tödlichen Schusses gewärtig, und wurde nach den Ewigkeitminuten der Todeserwartung zur Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt, die er vier Jahre lang erduldet hat. Was heißt Das? Lest seine Bücher: und Ihr wißt es. Ihr wißt dann auch, daß seine Demuth nichts Konstruirtes, sondern etwas Erlebtes, nichts Niederes, sondern der unerhörte Triumph einer Seele ist, die man nicht anders als übrchristlich nennen kann. Uns ballen sich die Fäuste schon, wenn wir das nichtswürdig Scheußliche dieser perfiden, grausamen „Begnadigung" lesen und die Marterungen eines solchen Geistes unter der drohenden Knute. Er aber war im Stande, all Das hinzunehmen und zu betrachten, wie etwas Verdientes und Gerechtes. Und konnte später von dem Zaren, der es ihm angethan, mit der souverainen Milde eines Heiligen sprechen. Welch ein Mensch! Und er hat es nie als etwas Besonderes empfunden, sondern als etwas Selbstverständliches, daß er so fühlen und denken konnte. Diese Art amor fati ist kaum die Nietzsches. Sie ist wohl russisch, aber genial sublimirt.

Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, es sei durch dieses Erlebniß an Dostojewskij geschehen, was an Oskar Wilde durch seine Zuchthausstrafe geschah. Er wurde nicht zertreten, sondern erhoben, er wurde nicht ein Anderer, sondern ganz Er. Er in einer höheren Potenz. Und, was das Wichtigste ist, Das geschah nicht etwa aus der Sensation des Schmerzes, wie aus einem Leidensrausch, der gleichsam Begnadung, Inspiration war, sondern offenbar kraft des kämpfenden Gedankens. Die Demuth kam nicht über ihn mit der Gewalt des unerhörten Erlebnisses, sondern er kämpfte sich zur Demuth durch, von dem Erlebniß nicht geschwächt, sondern gleichsam erfüllt, belebt, erstärkt. Mit anderen Worten: nicht das Erlebniß überwand ihn, sondern kraft des Erlebnisses überwand er sich selbst, um dennoch gerade dadurch zu seinem Innersten zu gelangen.

Ferner: Er war Epileptiker. Was heißt Das? Nur, daß er die Fallsucht hatte, wie mancher Andere? Daß man ihn also „pathologisch erklären"

kann? Nein: Genie kann so wenig durch Epilepsie wie durch rhachitische Schädelbildung erklärt werden.

Aber es scheint, daß die Epilepsie, bei genialen Menschen auftretend, die Genialität gleichsam dämonisch tingirt. Es scheint, daß ihre Zustände die Sphäre des Unterbewußtseins gleichsam mystisch erleuchten, daß sie Momente der Ekstase hervorrufen, die im genialen Gehirn später produktiv werden, und zwar in der vehementen Richtung zum Entfesselten innerer Gesichte und zum seelischen Hellsehen, das für Dostojewskij kennzeichnend ist. Was heißt es also? Daß er eine geheimnißvolle, für Tage darauf grausam niederwerfende Macht in sich fühlte, den Dämon.

Und dann: Dieser Herr über ungeheure Reichthümer des Geistes und Herzens mußte fast unausgesetzt als Zwangsarbeiter der Noth schaffen. Er, ein geistiger Souverain, mußte das Dasein eines geistigen Proletariers führen. Lest seine Briefe: und Ihr blickt in eine Hölle. Sie ist Vielen bekannt gewesen und noch bekannt, die das Wagniß bestehen wollen, von ihrer Feder zu leben, ohne ihre Feder zu verkaufen, und für den Ausweg, sich nebenbei als Virtuosen des Geldborgens zu bewähren, zu stolz sind, und es ist wahr, daß im Kronschatze des Höchsten, was uns die Dichtkunst gegeben hat, das Meiste aus dieser Hölle stammt. Aber die Hölle Dostojewskijs war außerdem die eines Landflüchtigen, den die Noth aus der Heimath verbannt hatte, eines Heimlosen, der auch noch für arme Verwandte sorgen mußte (aus frei übernommener Pflicht), eines Unzeitgemäßen und dabei Ehrgeizigen, der erst spät zur Anerkennung gelangte, ja, eines Verkannten und Verleumdeten. Wahrscheinlich auch die Hölle eines Leidenschaftlichen, der seine Leidenschaften knechten mußte, nicht aus innerem Zwang (der ihn erhoben hätte), sondern aus äußerem (der ihn fesselte). Was heißt Dies? Lest ihn: und das Wunder der Demuth Dostojewskijs wird Euch zu einem Mysterium, das hell und dunkel zugleich ist. Dieser Mensch hat das Kreuz erlebt und er liebte das Kreuz. Ja, er hat am Kreuze gedichtet und das Kreuz verherrlicht, durchbohrt von Nägeln der Noth und der Schmach. Sein Leiden war nicht geringer als das des Nazareners, der auf Golgatha zwischen den Schächern starb; aber er hat sich dennoch nicht für einen Heiland, sondern für einen Schächer gehalten und es war nicht sein eigenes Kreuz, das er verherrlichte, sondern das auf der Schädelstätte vor Jerusalem Seine eigene Noth und Schmach (unter der er oft zornig aufstöhnte und knirschte, denn seine wunde Seele war oft wohl am Verzweifeln) war gerade, wenn er schrieb, die seines Volkes, ja, die aller Elenden und Zertretenen; er war zu groß, um als Dichter sich selbst zu beklagen, ein lautes Wesen von seiner Noth zu machen; er hat in der Glühhitze des Schaffens wahrscheinlich wirklich kein eigenes Leiden mehr empfunden, sondern das der Anderen; aber die selbstgefühlte Noth ist es dennoch gewesen, die ihn fähig gemacht, ja, dazu

begeistert hat, jene Seelengemälde zu schaffen, in denen auf dem Untergrund des Elends, eine: seine Welt sich ausbreitet voll Höhen und Tiefen, Engen und Weiten, Abgründen und Ausblicken, Hoffnungen und Verzweiflungen, — voll Teufel und voll Gott. Gewiß ist auch er oft genug kleinmüthig gewesen im Leben; in seiner Dichtung aber fühlt man nichts davon, obwohl er die Tiefe preist und nicht die Höhe.

Das Elend hat seine Dichtung erhaben gemacht. Und so kann dieses Leben, betrachtet in diesem Werk, darein es sich zugleich verhohlen und offenbart hat, wohl zu dem Glauben bewegen, daß die niederdrückenden Gewalten des Lebens und die ihnen entgegenkommenden Neigungen demüthiger Seelen doch am Ende eben so mächtig sind, große Menschen zu bilden, wie die gegensätzlichen Werthe, die auf den Tafeln Nietzsches leuchten. Dostojewskij hat an sich das christliche Nein als positive Kraft bewiesen. Aber wir wollen ja nicht vergessen, daß Heilige, Helden und Genies zwar zielbedeutend für ihr Volk sein können, aber nicht maßgebend für alle Menschen sind. Was Dostojewskij so groß gemacht hat, ist vielleicht das Selbe, was das russische Volk daran verhindern wird, uns gegenüber groß zu werden. Aber gesetzt auch, daß dem russischen Herzen dieser Geist völlig gemäß und also heilsam ist: uns kann er kaum fördern. Denn es scheint, daß wir nicht geschaffen sind, ihn so zu vertiefen, wie es das (uns im Grunde sehr fremde) Phänomen Dostojewskij zeigt. Diesem Geist nachgehen, hieße, Goethe verleugnen und Nietzsche für eine Krankheit halten.

Unserer Art sind andere Wege vorgeschrieben; die Katakombenwanderung haben wir hinter uns. Aber wir erinnern uns ihrer noch wohl und wir bewundern den großen Russen, der in den Katakomben eine Welt entdeckt hat, die in dieser ungeheuren Fülle und Lebendigkeit kein westlicher Mensch je sah.

Wenn es wahr ist, daß der Deutsche den Trieb hat, Weltverständniß zu gewinnen, und daß darin seine tiefste Kraft und die Bürgschaft geistiger Weltbeherrschung liegt: eines imperium germanorum ingenii, — dann dürfen wir hoffen, daß die Werke Dostojewskijs in Deutschland einmal heimisch werden wie die der anderen Großen fremder Zunge.

Es heißt in einem gewissen Sinn, zu den mystischen „Müttern" hinabsteigen, von denen es im „Faust" tönt, wenn wir Dostojewskijs Welt besuchen. Schwachen Seelen kann es gefährlich werden; starken ist es ein gewaltiges Erlebniß.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.



Anzeigen.

Neue Gedichte. Von Margarete Beutler. Bruno Cassirer in Berlin. 3 Mark.

Der Eindruck, den der erste Band „Gedichte" (bei Lilienthal) hinterließ, man habe es hier mit einem außerordentlichen Talent zu thun, das nicht nur den Durchschnitt der heutigen „Frauenlyrik" weit überrage, wird durch die „Neuen Gedichte" noch verstärkt. Margarete Beutler erscheint in ihrer Kunst gereift, bestimmter in Dem, was sie will. In ihrer leidenschaftlichen Sonderstellung gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft ist sie geblieben; sie ist nicht in der Zeit zahm geworden, wie es etwa die talentvolle Ada Christen wurde. Aber ihr Temperament hat einen geklärten künstlerischen Ausdruck gefunden. Ihr Verse sind klar und stark gebaut, von einer Klangfülle und einem Rhythmus, wie man es heute sonst nur noch bei Liliencron findet. Sie liebt nicht das lässige Uebergreifen eines Verses in den folgenden, aus dem selben Grunde, aus dem sie keine gebrochenen Töne und keine gebrochenen Gefühle liebt. Ein Aneinanderreihen von Synonymen, ein schillerndes Spiel von Nuancen ist ihre Sache nicht. Ihre Sprache ist auf den klarsten, prägnantesten Ausdruck gerichtet. Sie zergliedert nicht, sondern faßt zusammen. Sie gehört zu den Talenten in unserer modernen Kunst, die in der Synthese die stärkste Ausdruckskraft einer Psyche sehen, im Gegensatz zu den auf verworrenen Wegen nach seltenen Impressionen fahndenden Nachbetern der Romantik. Auch die Gedichte reflektirenden Inhaltes sind darum von einer eminenten Plastik und Greifbarkeit. Die selbe Frische sinnlicher Anschauung kommt ihren schildernden Versen zu Gute:

„— Feierlich muß uns der Spiegel die rothen
Tücher der Sonne zu Füßen breiten,
Aber die Schatten, die ihnen entgleiten,
Sind schon des Abends willkommene Boten."

Das sichere Gefühl für die Struktur von Vers und Strophe, die kriegerische Gradheit, mit der sie gegen Gegner zu Felde zieht, den bissigen Spott über jede Dekadenz möchte man als einen männlichen Zug in dieser Natur bezeichnen, wenn man damit nicht den falschen Verdacht erregen würde, Margarete Beutler trete mit einer burschikosen Pose auf. Einen Beweis ihrer echten Weiblichkeit gab sie schon in den Mutterliedern des ersten Buches. Aber giebt es andere dichtende Frauen mit solchem Sinn für kräftigen Humor, wie ihn „die literarische Kegelbahn" zeigt, auf der Apollo mit den abgeschraubten Dichterköpfen nach den neun versumpften Musen schiebt? Für irgendeine Pose ist Margarete Beutler viel zu ehrlich; Manchen vielleicht nur zu ehrlich. Als Konfirmandengeschenk eignen sich ihre Gedichte nicht. Aber mit den schwülen Allüren gewisser erotisch verseuchter Spezialistinnen hat sie auch nicht das Mindeste gemeinsam. In die fünf Abschnitte, in die das Buch getheilt ist: „Krause Wege", „Lose Lieder und Sprüche", „Einkehr", „Gesichte", „Kleine Harmonien", scheinen sich zunächst nicht alle Stücke streng einzufügen (weil sie, Gott Lob, „Gelegenheitgedichte" in bestem Sinn und nicht auf die Ueberschriften hin gearbeitet sind). Oder steckt eine lachende Absicht dahinter, wenn zu den „Kleinen Harmonien" in der festlichen Folge „Die Feiernden im Süden" ein Gedicht mit dieser Strophe gezählt wird:

„Wir pfeifen auf lahmannsches Leben,
Auf das ganze marode Geschlecht

Und heben die Humpen und geben
Dem Epheu wieder sein Recht!"

Am Ende des selben Abschnittes, zugleich als wundervolles Schlußstück des ganzen Buches, eher eine „große" Harmonie zu nennen, folgt „Auch ein Trinklied":

„Wandle im Durst! Aber weile am Bronnen,
Den eine gütige Gottheit Dir zeigt;
Eh' Du es denkst, hat der Tag sich geneigt
Und mit ihm sind die Bächlein entronnen.

Siehe, den Einen ward Durst ohne Ende,
Ewigen Wüstensand schreitet ihr Fuß,
In der Sehnsucht, daß irgendein Fluß
Seine fröhlichen Wasser sende.

Und noch schlimmeres Los ward den Andern:
Blühend umlacht sie ein schwellendes Land —
Aber dem lockenden Becherrand
Müssen sie durstlos vorüberwandern.

Drum — ist das Leben Dir gnädig gesonnen,
Giebt es Dir Beides, den Durst und den Trank,
Grüble nicht weiter und lebe ihm Dank:
Wandle im Durst! Aber weile am Bronnen!"

August Grisebach.

Die Lösung des Lebensräthsels. Mit zahlreichen Zeichnungen im Text und zwei kolorirten Tafeln. Max Kielmann, Stuttgart. 2 Mark.

Was ist das Leben? Auf diese Frage aller Fragen eine Antwort zu finden, war das heiße Bemühen der Menschen aller Zeiten. Ignorabimus? Die unaufhaltsam vordringende Erkenntniß des natürlichen Geschehens auf der Erde und der Gesetze des Weltalls mußten auch diese Frucht allmählich zum Reifen bringen. Die erste Erforderniß einer annehmbaren Theorie über das Wesen des Lebens ist ihre Einfachheit. Sie muß ferner einen aufhellenden Schein auf alle „Geheimnisse" des Lebens werfen: Ernährung, Empfindung und Bewegung, Wachsthum und Fortpflanzung und selbst das Bewußtsein und die geistige Thätigkeit eines Menschen müssen in ihrem Rahmen eine natürliche Erklärung finden. Ob mir dieser Wurf gelungen ist, darüber möge der sachkundige Leser urtheilen. Ueber die Abfassung der Schrift habe ich zu sagen, daß ich mich in ihr kurz fassen konnte, da ich vielfach schon in früheren besonderen Schriften ausführliche und beweisende Darlegungen gegeben habe, auf die ich mich hier nur zu berufen brauchte.

Mittel-Bexbach. Dr. Emil König.

Der Krater. Von Erich Mühsam. Morgen-Verlag in Berlin.

Mühsams starke Lyrik gehört zu der Kunst, in der der Autor eine seltsame Verschmelzung von Produkt und Produktivität darstellt. Unsere Zeit ist schon so, daß in ihr meistens nicht die Shakespeares dichten, die Produktiven, sondern die

Hamlets, die Produkte; nicht die Prägenden, sondern die Geprägten. Auch Mühsam ist ein Geprägter; nur hat ihm nicht die Literaturübung und die Mode den Stempel aufgedrückt, sondern das Leben und die Zustände unserer Zeit. Man hat den Eindruck: die Leiden, die er in bitteren und scharfen Tönen, manchmal fast mit einem feixenden Exhibitionismus hinausschreit, sind nicht nur erfahrene, geistig und seelisch erlebte, die von einem Individuum empfangen werden, sondern diese Schmerzen sind er selbst; sie sitzen nicht nur als Begegnungen in seinem Geist, sondern sie sind von Geburt wegen mit ihm verbunden; sie sind sein ganzer Mensch und sein Körper. Was er darum dichtet, ist nicht nur politische oder soziale oder sozialistische Lyrik; nicht nur leidende Liebe und Sehnsucht nnd Geilheit und Galgenhumor; aus ihm dichtet die Unbeherrschheit, der Jammer, die Wuth und manchmal geradezu die Degeneration und Neurasthénie. Das Alles aber natürlich verbunden wiederum mit geistiger Beherrschheit, mit viel Wissen um seinen Zustand, mit Witz und Ueberlegenheit und mit einer großen Güte, die aus reichlicher Bosheit immer wieder hervorbricht. Da nun Mühsam dazu eine sehr starke formale Begabung hat, eine große Kraft des Rhythmus, die oft bezwingend ist, die Kunst des Abrundens und Gestaltens, die Macht des anschaulichen Bildes bis zur Grellheit und der stark betonten Rede bis zur Beschwingtheit und obendrein eine erstaunliche Schlagkraft des Reims (die er nur nie verstandesmäßig-witzig in den Ausbruch des Gefühls hineinplumpsen lassen dürfte), so ergeben sich in dem Bande viele Gedichte, die uns in die Qual, die Brunst, die Wildheit und den Aberwitz tief hineinzwingen. Wir erleben in einem Mitfühlen, gegen das nur der Kaltsinn eine Wehr hat, das „Lebensfeuer, dessen Knecht" er ist, dieser Verbannte, dieser „Trunkenbold des Leides". Und manchmal kommt darüber hinaus ein Ton der Schönheit und der Weihe und der Selbstsicherheit, daß wir uns sagen: Wenn er, der diese Jugend der Qualen und des Tobens hat, einmal doch noch ein Reifer werden sollte, dann wird er ein Größerer sein als die vielen Scheinreifen, die schon fertig auf die Welt gekommen sind. Und vielleicht ist er auch heute schon ein Größerer? Hier ist eine Probe aus seinem neuen Buch:

Lerchen schmettern mir den Morgengruß
und die laue Luft ist voll Gesang
und voll Hoffnung setz' ich meinen Fuß
schnell ins Feld. Aber über mir bang
schwirrt ein Ton,
wie von Menschennoth und Menschenqual,
wie von Menschenwerk um Brot und Lohn,
und es hämmert, klagt und klirrt wie Stahl.

Und mir ist, als summte in mein Ohr
wüste Hast und wirres Menschgetriebe
und dazwischen klingts ganz leise vor
wie ein ferner, ferner Gruß der Liebe.
Ob ich ihrem Anblick auch entwich,
nimmer flieh' ich Menschenwort und That . . .
Meinen ganzen Weg begleitet mich,
tönend dieser Telegraphendraht.

Hermsdorf (Mark). Gustav Landauer.

Finanztaktik.

Der ehrliche Bürgersmann ist entsetzt, wenn er hört, daß die Reichsbank am Leid einer Insolvenz betheiligt ist. „Ists denn möglich, daß unsere Reichsbank, die hoch über allen anderen Banken steht, an solcher Sache ein paar Hunderttausend Mark verlieren kann? Durch Wechsel, deren Valuta sich in Dunst auflöste?“ So hörte man gestern fragen; vielleicht von den selben Leuten, die bei Diskonterhöhungen über die „Vertheuerung des Kredits“ außer sich sind. Man kennt die verschlungenen Pfade nicht, die ein Kreditgeber heute wandeln muß, und lamentirt, wenn Zeichen auftauchen, die man nicht deuten kann. Groß und Klein, die Reichsbank und der Bankier, Alle, die sich mit der Ueberleitung von Betriebsmitteln in den Wirthschaftkörper befassen, müssen Taktiker sein. Sie müssen verstehen, ihre Truppen, Geld und Kredit, im Felde richtig zu verwenden. Der Gegner ist der Bedarf. Ihn muß man zu bewältigen suchen. Gute Taktiker kennen die Stärke oder Schwäche des Feindes und richten ihren Angriff danach ein. Selten werden sie durch Irrthum Schaden erleiden. Aber es kann vorkommen, daß Feinde auftauchen, von deren Anwesenheit man vorher nichts wußte. Insolvente oder zu stark engagirte Parteigänger, die dem Hauptkontrahenten die Stärke nehmen. Darf die Rücksicht auf solche Möglichkeiten die stärksten Träger des wirthschaftlichen Imperiums ihren Grundsätzen entfremden? Soll sich etwa der Austausch des Kredits auf den Verkehr der Banken unter einander beschränken? Wer Das für undenkbar hält, kann nicht glauben, daß die neuen Vorgänge im Holzhandel Berlins prinzipielle Bedeutung haben. Zwei angesehene Firmen der Holzbranche (Julius Brühl jun. und Kurt Vallentin) haben die Zahlungen eingestellt. Die Passiven betragen vier Millionen Mark. Wie weit sie gedeckt sind, steht, während ich schreibe, noch nicht ganz fest. Beide Firmen hatten bei den Banken beträchtlichen Wechselkredit. Die diskontirten ihnen Tratten mit dem Accept eines Kunden und dem Giro der Firma. Die Summen, die auf diese Weise umgesetzt wurden, gingen in die Millionen. Schließlich blieben Engagements bis zur Höhe von 500 000 Mark bei den einzelnen Bankinstituten. Voran standen Reichsbank und Deutsche Bank mit je 500 000 Mark. Dann kam die Kommerzbank mit 400 000. Dieses Institut hat mit seinen Engagements selten Glück. Norddeutsche Zuckerraffinerie; Haller, Soehle in Hamburg; Eberbach. Da scheint die Unternehmungluft nicht ins richtige Verhältniß zur Leistungfähigkeit gebracht zu sein. Der Wunsch, dem Betriebskapital eine gute Rente zu sichern, ist begreiflich. Nur ziemt sich Bescheidenheit, wo dem Können Grenzen gezogen sind. Quod licet Jovi . . . Die Form des Wechselkredits ist überall gebräuchlich, wo mit weiten Zahlungsfristen gerechnet werden muß. Im Holzhandel ist der Einkäufer dem Verkäufer gegenüber stets im Nachtheil; er muß bar bezahlen, was ihm erst nach Monaten geliefert wird. Die Waare setzt sich nur langsam in Geld um; der Verkehr ist also auf Kredit angewiesen. Die Firma Brühl finanzirte allerlei Geschäfte und verschaffte ihrer Kundschaft die Mittel zum Ankauf des Holzes bei den ostpreußischen oder russischen Lieferanten. Dieser Betrieb wurde durch ihren Bankkredit ermöglicht. Jedes Mißverhältniß in der Umbildung von Waaren- zu Geldkapital rächt sich am wirthschaftlichen Organismus. Das Finanziren ist eine Nebenthätigkeit, die sich aus ungenügender Versorgung eines Gewerbszweiges mit Betriebsmitteln ergiebt. Als die elektrotechnische Industrie

mit ihrer Leistungfähigkeit dem Umsatz weit vorausgeeilt war, kamen die bekannten Zwitterbildungen von fabrikatorischer und finanzirender Thätigkeit auf, die schließlich eine Konsolidirung erzwangen. Prinzipiell blieb es beim Alten; nur wurden die schwachen Elemente ausgeschieden. Auch im Holzhandel bildeten sich Concerns, deren Lebensfäden in den Kassen der Banken enden. Durch die Verknüpfung der Schicksale des Holzgeschäftes mit der Konjunktur des Baumarktes wurden Bau- und Terrainspekulationen in den Kreis des Holzhandels gezogen. Man gab auch solchen Firmen Kredit, die in Bauunternehmungen engagirt waren (wie die Kommanditgesellschaft Kurt Ballentin), und erhöhte damit das Risiko. Wenn die Firma Brühl der Firma Ballentin nicht Wechsel diskontirt hätte, wäre sie nicht in Schwierigkeiten gerathen. Ballentin aber mußte die Zahlungen einstellen, weil sich das Haus weit über die Grenze seiner Leistungfähigkeit engagirt hatte.

Darf man die Banken wegen der Verbindung mit solchen Firmen tadeln? Im Prinzip gewiß nicht. Höchstens da, wo der den Holzhändlern gewährte Kredit über das dem Darleiher Erlaubte hinausgeht. Reichsbank, Deutsche Bank, Diskontogesellschaft mögen sich mit Beträgen bis zu 500 000 Mark engagiren; die Kommerz- und Diskontobank darf es nicht. Im Uebrigen trägt die Saturirung des wirthschaftlichen Organismus mit Betriebskapital Verhältnissen Rechnung, in die der Wirthschaftkörper erst hineinwachsen muß. Man hat einen großen Theil der Entwickelung vorweggenommen und sich dadurch mancher Chancen beraubt. Die Folge ist eine Ueberfinanzirung einzelner Unternehmungen, deren Schicksal sich günstig zu gestalten schien. Daß der Kredit gegen Accept sich so weit dehnt, ist durch die Industrialisirung der Wirthschaft bedingt. Je mehr Fabriken gebaut werden, desto mehr wächst der Machtbereich dieser Kreditform; denn der Produzent braucht Abnehmer und findet sie nur, wenn er ihnen die Zahlungen lange stundet und womöglich noch bares Geld zur Regulirung fälliger Verbindlichkeiten giebt. Das Accept des Geschäftsmannes wird, mit dem Giro des Lieferanten versehen, von der Bank oder dem Bankier diskontirt, die den Wechsel, wenns nöthig wird, bei der Reichsbank weitergeben. Dort ist die Sammelstelle der „Kundenwechsel", deren Zahl mit der Waarenerzeugung wächst. Dem „Wechselstrom" kann man nicht wehren. Das Centralnoteninstitut darf Waarenwechsel, die alle vorgeschriebenen Garantien bieten, nicht zurückweisen. Jeder ordentliche Geschäftsmann kann mit der Reichsbank in Verbindung treten und deren einziges Abwehrmittel ist die Erhöhung des Diskonts. Wenn heute geklagt wird, an der Vertheuerung des Geldes sei die Ausdehnung des Acceptkredites schuld, so könnte mit der selben Berechtigung der allgemeinen Ueberproduktion von Waaren und Fabrikaten die Schuld zugeschrieben werden. Man ist gezwungen, das richtige Verhältniß zwischen der Herstellung von Industrieprodukten und dem Nachwachsen der Betriebsmittel künstlich zu schaffen. Seltsam: neben der Klage über den wachsenden Acceptverkehr steht die Werthschätzung der Wechselbestände unter den Aktiven. In der Qualität werden die Wechsel, die im Besitz der Banken sind, nicht geringer als Barmittel und Bankguthaben eingeschätzt. Den Kritikern der Jahresbilanzen gelten Anlagen in Wechseln als prima. Jetzt aber rügt man laut die „Unterstützung des Acceptenunwesens" durch die Banken. Dieses Unwesen ist die Quelle eines der wichtigsten Aktiva im Vermögensstande der Finanzinstitute. Risum teneatis, amici! Nicht über die Naivetät der Kritiker oder gar über die Schlauheit der Bankmaster soll man staunen, sondern nur über

die sonderbare „Koinzidenz“ der Urtheile. Was aber würde geschehen, wenn die Banken die Lehren, die ihnen ertheilt werden, beherzigten und ihre Aufgaben anderswo als im Reich deutschen Gewerbefleißes suchten? Das Ausland wird sich gegen den Kredit, den deutsche Banken ihm anbieten, nicht sperren.

Mir scheint die Koalition der Deutschen Bank mit einer alten Bankierfirma in Brüssel (Balser & Cie.), zum Zweck der Errichtung einer eigenen Filiale, nicht weniger bedeutsam als die Beziehungen der Großbanken zu ein paar falliten Holzfirmen. Deutsche Banken arbeiten ja schon im Ausland. Auch Betheiligungen deutscher Institute an fremden Geldhäusern giebt es längst. Daß aber eine in Berlin seßhafte Großbank eine eigene Filiale jenseits der deutschen Grenzen aufmacht, ist noch nicht oft vorgekommen. Nur in London hatten unsere Banken sich angesiedelt. Dann eröffnete die Deutsche Bank eine Filiale in Konstantinopel; und jetzt kommt Brüssel dran. Neben London und Paris ist Brüssel ein Centralpunkt des Geld- und Effektenhandels. Dem deutschen Publikum sind die Reize der brüsseler Börse nicht fremd. Wer durch das Verbot des Terminhandels gehindert war, seine spekulativen Neigungen in der Heimath zu befriedigen, folgte willig dem Lockruf belgischer Anreißer. In Brüssel ward manches Stück des deutschen Vermögens verloren. Aber auch von der Seine erhielt der Spekulantenmarkt Zufluß. In Paris lastet die Wucht der Gesetzgebung nicht minder schwer auf der Börse als bei uns. So reifte auch dort das Verständniß für die Vorzüge eines Freihafens der Spekulation, wie ihn Brüssel besitzt. Fast alle namhaften französischen Banken haben dort Filialen. Werden sie sich des neuen Nachbars freuen? Für mancherlei Geschäfte ist deutsches und französisches Kapital verbündet und französische und deutsche Banken haben sich, wo sie zusammentrafen, gut vertragen. Man wird also auch in Brüssel wohl die Ellbogen nicht gebrauchen, sondern, so weit es möglich ist, Hand in Hand arbeiten. Vielleicht bekommen wir, via Brüssel, eine neue Entente, deren nächste Konsequenz die Errichtung einer französischen Bankfiliale an der Spree wäre. Dann würde man freilich noch mehr Klagen über die Zunahme der Acceptschulden hören. Denn ein deutsches Domizil würden französische Banken natürlich nur suchen, um das disponible Geldkapital Frankreichs der deutschen Wirthschaft zuzuführen, um also Geschäfte in Deutschland zu machen. Das Vorgehen der Deutschen Bank zeigt, daß unserem Bankenkapital, wie ich hier schon sagte, die Gelegenheiten zu rentabler Arbeit zu fehlen anfangen. Der Drang nach Expansion bleibt und wird durch den wachsenden Strom der Betriebsmittel gesteigert. Durch neue Konzentrationen läßt sich der Drang nicht befriedigen; die „Erledigung“ der noch abbauwürdigen Mittelbanken gönnen die Berliner den großen Provinzinstituten, die, mit wenigen Ausnahmen, zu den Concerns der Großbanken gehören. Der Blick muß heute schon ins Weite schweifen, um neue Möglichkeiten zu finden. Den Weg, den die Deutsche Bank wählte, können auch die anderen Institute nicht vermeiden; sie dürfen doch nicht den Verdacht aufkommen lassen, die Deutsche habe fürs Ausland ein Monopol.

Der beste Taktiker siegt. Das Moralische versteht sich dabei immer von selbst. Die Hauptsache ist, daß die vorhandenen Kräfte richtig geschoben werden. Auch da lernt Keiner je aus. Vor einigen Monaten sprach ich hier von der Fusion der Berlin-Anhaltischen Maschinenbaugesellschaft mit der Kölnischen Maschinenbaugesellschaft. Das erste Unternehmen gliederte sich das zweite an. Die entscheidende Generalversammlung war am ersten Mai 1909. Da wurde behauptet, der

Generaldirektor der kölnischen Gesellschaft habe Tantiemen von Berlin-Anhalt bezogen und die hierdurch bedingte Abhängigkeit des Direktors von einer Konkurrenzgesellschaft habe den Aktionären der anzugliedernden Firma geschadet (der Preis, der für die Aktien der Kölnischen Maschinenbaugesellschaft von Berlin Anhalt gezahlt wurde, betrug etwa 105 Prozent, während der wirkliche Werth des Papiers sich auf 155 stellte); wichtige Einzelheiten seien den Aktionären von Köln verschwiegen worden. Bei der Abstimmung wirkten Strohmänner mit (Bankcommis, die mehrere Hunderttausend Mark Aktien für zwei an der Transaktion betheiligte berliner Großbanken zu vertreten hatten); außerdem wurde festgestellt, daß nicht stimmberechtigte Aktien von Berlin-Anhalt mitgestimmt hatten. Schließlich kam das Votum mit der erforderlichen Dreiviertelmehrheit nur dadurch zu Stande, daß der Vertreter der Berlin-Anhaltischen Maschinenbaugesellschaft mit seinen Aktien den Saal verließ. Nicht alle Aktionäre billigten diese Mittel. Einige gingen zum Kadi. Der Beschluß der Generalversammlung wurde angefochten. Das Gericht ließ einen Bankdirektor vernehmen, der zugab, daß die von seinem Institut zur Generalversammlung hinterlegten Aktien der kölnischen Gesellschaft aus dem Besitz von Berlin-Anhalt stammten. In Berlin macht man sich weniger Skrupel als in Köln. Und der kluge Finanzmann, den die Gabe des Witzes ziert, hat die Zeugenrolle sicher sehr elegant gespielt. Ihm konnte der ganze Rummel ja farcimentum sein. Die „Interna“ der Kölnischen Maschinenbaugesellschaft, insbesondere das Verhältniß ihres Direktors zu Berlin-Anhalt, kamen vor Gericht nicht zur Sprache. Denn es gelang der beklagten Partei, die unerquickliche Angelegenheit durch einen Vergleich aus der Gerichtswelt zu schaffen. Den Aktionären, die sich gewehrt hatten, wurde der Preis von 155 Prozent für ihre Aktien zugestanden. Damit war zugegeben, daß die erste Abfindung dem vollen Werth der Aktien nicht entsprochen hatte. Wer so schlau war, zu klagen, ist zu seinem Geld gekommen. Die anderen Aktionäre werden kaum noch Gelegenheit finden, sich schadlos zu halten, da die Frist zur Erhebung der Klage gegen den Beschluß der Generalversammlung abgelaufen ist. Sehr zu bedauern ist, daß die interessanten Einzelheiten der Fusion in der Untersuchung nicht entschleiert wurden; es wäre nützlich gewesen, die ganze Taktik vor einem möglichst breiten Forum darzulegen. Diese Möglichkeit ist durch die Zurückziehung der Klage beseitigt worden. Man wird in dieser Sache also nicht zu der gerichtlichen Feststellung kommen, ob Aktienübertragungen, wie sie für die Maiversammlung (und nicht nur für sie) verfügt wurden, und ob die seit ein paar Jahren üblich gewordene Abstimmungtaktik („Du mußt es dreimal sagen“) dem Sinn des Gesetzes entsprechen. Das kölner Landgericht schien bereit, in eine ausführliche Erörterung dieser Dinge einzutreten; da endete der Vergleich rasch das Leben der Anfechtungsklage. Immerhin kanns noch zu einer Klärung der Sachlage kommen. Die Tantiemenfrage gab dem Staatsanwalt Grund zur Einleitung eines Ermittelungverfahren. Vielleicht wird auf diesem Weg Licht in das Dunkel der „Interna“ gebracht. Im Krieg sind alle Mittel erlaubt; und jede Finanztransaktion ist ein Krieg zwischen zwei Gruppen. Eine davon wird stets hineingelegt. Die Taktiker streben nach diesem Ziel und betrachten den Gesetzgeber eben so als Feind wie jeden Aktionär, der sich den Beschlüssen einer gut wattirten Mehrheit zu widersetzen wagt. Welchen Reiz, denken solche Schlauköpfe lächelnd, hätte die ganze Chose, wenn man nicht manchmal Einen übers Ohr hauen könnte? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Literarische Anzeigen.

Zwei markante Bücher:

Ein neues Buch von Peter Egge (Die Fessel)

Preis Mk. 4.—, in Leinen Mk. 5.—

Und ein Buch von genialer Unverfrorenheit

Ernst Kamnitzer, Der gestohlene Tod

Preis in Pappband Mk. 2.—

Hanpt & Hammon, Leipzig



Schriftstellern bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur **Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.** Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.

Journalisten-Hochschule
Berlin W 35.
Beginn des Winter-Semesters 16. Oktober
Prospekte gratis. Das Sekretariat.

Geheimnisse der Loge

erörtert Dr. A. Daiber in dem Buche „Elf Jahre Freimaurer", 82 S. Gegen Einsendung von M 1.10 franko von Strecker & Schröder, Stuttgart-B. 24.

Bismarck in der Literatur.

Ein bibliographischer Versuch von **Arthur Singer.** Mit Reproduktion der Titelseiten einiger seltenen Bismarckiana. Anhang: Das Geschlecht von Bismarck in der Literatur, Autoren- und Sachregister. Broschiert M. 10.—, in Leinen gebd. M. 12.—, in Leder gebunden, vom Autor signiert M. 50.—.

☛ *Ermöglicht die Zusammenstellung der Bismarck-Literatur über alle aktuellen politischen Fragen und bietet so ein förmliches Bild der politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte.*

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Literarische Anzeigen.

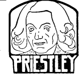
Fortsetzung der **Literarischen Anzeigen** siehe nächste Seite!

Literarische Anzeigen.

Gebrüder Herrnfeld-Theater. Das unermüdliche Streben stets Neues und Ueberraschendes zu bieten, ist den beliebten Direktoren und Autoren Anton und Donat Herrnfeld diesmal in ganz besonderer Weise geglückt, indem sie eine höchst komische zweiaktige Gesangs-Burleske **„So muss man's machen"** geschaffen, in welcher nicht nur ihr unverwüstliches eigenartiges Genre nach jeder Richtung hin gewahrt geblieben, sondern auch der bekannte nie versiegende Herrnfeld-Humor durch Hinzufügung reizender Gesänge in origineller Weise erhöht worden ist. Die Schlagworte „Wenzel Nowotny's", des Schinkenkönigs von Prag und seines Sozius „Moritz Appetitlich", sowie die melodischen Gesänge: „Das Kuckuks-Duett", der „Liselotte-Walzer", das „Männer-Marsch-Quartett" und „Das kann ich Dir nicht sagen", dürften wohl bald das sangesfrohe Berlin entzücken. Auch der den Abend einleitende Einakter **„Ein Rettungsmittel"** aus der Feder Ludwig Huna's hat durch sein interessantes Sujet höchst angenehm überrascht. Erwähnen wollen wir noch, dass für den Einakter ein vollständig neues Personal und für die Gesangs-Burleske vorzügliche Gesangskräfte verpflichtet wurden und dass ferner die durchweg neuen Dekorationen und Kostüme den Ateliers der Firmen Hugo Baruch & Co. und Nicoleit, Jannowitz & Co. entstammen.

Das neue Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb, welches seit dem 1. Oktober d. Js. Geltung besitzt, hat in fast allen Kreisen der Geschäftswelt eine grosse Unsicherheit in allen Massnahmen, welche Reklame und Propaganda betreffen, gezeitigt. Wie die Besprechung dieses Themas in verschiedenen Fachvereinen ergeben hat, — unter anderem kürzlich in dem angesehenen Verband Berliner Spezialgeschäfte, — ist man in Handelskreisen infolge der neuen gesetzlichen Bestimmungen über den Wortlaut und die gesetzlich gestattete Form auch der einfachsten Anzeige oder des gewöhnlichsten Rundschreibens im Zweifel. Es ist daher mit Freuden zu begrüssen, dass der Verein Deutscher Reklamefachleute in einem am Donnerstag, den 4. Novbr. d. Js. abends 8½ Uhr im Papierhause, Dessauerstrasse 2, stattfindenden öffentlichen Vortragsabende das Thema behandelt: „Wie kann unter der Herrschaft des neuen unlauteren Wettbewerbgesetzes Reklame gemacht werden, ohne gegen dessen scharfe Vorschriften zu verstossen?" Das juristische Referat über diese zeitgemässe Frage hat Herr Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht zu Berlin, übernommen, während die Fragen der Praxis durch den Vorsitzenden des Vereins Deutscher Reklamefachleute, Reklame-Anwalt R. Kropeit, Schöneberg, Grunewaldstrasse 34, vorgetragen und zur Diskussion gestellt werden. Der Besuch dieses Vortragsabends ist allen Geschäftsinhabern und Angestellten zu empfehlen. Eintrittskarten sind bei A. Wertheim, Theaterkasse, Leipzigerstrasse, zu haben.


Gegen
Kopfschmerz,
Influenza u.
Rheumatismus
hilft Citrophen
Erhältlich in allen Apotheken,
auch Tabletten in Original-Schachteln à M. 1.—


PRIESTLEY

Ein Jubiläum.

Auf ein 10 jähriges Bestehen zurückblicken durfte am 30. Oktober der Kaiser-Keller, dieses bekannte, großartige Weinhaus Berlins, zu dessen Unternehmungen auch die in demselben Grundstück befindlichen Betriebe: der Weihenstephan-Palast, das Kaiserhotel, das Kaiser-Kaffee und die Künstler-Klause Carl Stallmann zählen.

Seit seiner Gründung ist der Kaiser-Keller dank seiner gediegenen und überaus wohlgelungenen Bauausführung unter der vortrefflichen Leitung des Generaldirektors Beisenherz zu einem der beliebtesten und meist besuchten Etablissements der Reichshauptstadt geworden; der Ruhm seiner unvergleichlichen Restaurant- und Trinkstuben hat sich schnell weithin in alle Lande verbreitet. Natürlich nicht nur die künstlerische und charaktervolle Schönheit der Räume ist es, die so viele Besucher in den Kaiser-Keller lockt, sondern auch die Güte dessen, was zur leiblichen Erquickung der Gäste geboten wird und die so ganz dem schönen äußeren Gewand entspricht. — Möge der Kaiser-Keller stets, was er bisher war, bleiben: nämlich, eine wundersame Erquickungsstätte für Einheimische und Fremde.

Auf Grund des bei den Zeichnungsstellen erhältlichen Prospektes sind

M. 1 000 000.— Aktien

der

E. F. Ohle's Erben Aktiengesellschaft

zu Breslau No. 1—1000 zu je Mark 1000.—

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Wir legen hiervon einen Teilbetrag von

nom. M. 450 000.—

unter nachstehenden Bedingungen zur Zeichnung auf:

1. Die Zeichnung findet statt am

Mittwoch, den 3. November 1909

in **Berlin** bei den Herren **Georg Fromberg & Co.,**
" " " Herrn **Abraham Schlesinger,**
" **Breslau** " dem **Schlesischen Bankverein**

während der üblichen Geschäftsstunden auf Grund des bei jeder Stelle erhältlichen Anmeldeformulars. Ein früherer Schluss der Zeichnung bleibt jeder Stelle vorbehalten.

2. Der Zeichnungspreis beträgt 140 % zuzüglich 4 % Stückzinsen vom 1. Juli 1909 bis zum Tage der Abnahme; ausserdem hat der Zeichner den Stempel der Zuteilungs-Schlussnote zur Hälfte zu tragen.
3. Bei der Zeichnung ist auf Verlangen der Zeichnungsstelle eine Sicherheit von 10 % des gezeichneten Nennbetrages in bar oder in börsengängigen, von der betreffenden Stelle als zulässig erachteten, Wertpapieren zu hinterlegen.
4. Die Zuteilung, welche sobald als möglich nach Schluss der Zeichnung durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner erfolgt, unterliegt dem freien Ermessen jeder einzelnen Zeichnungsstelle.
5. Die Abnahme der zugeteilten Stücke hat gegen Zahlung des Preises (vergl. No. 2) bei derjenigen Stelle, bei welcher die Zeichnung erfolgt ist, am **Mittwoch, den 10. November 1909** zu erfolgen.
6. Zeichnungen, welche unter Uebernahme einer Sperrverpflichtung abgegeben werden, finden vorzugsweise Berücksichtigung. Die Zeichner von Sperrstücken räumen damit der Zeichnungsstelle das Recht ein, die zugeteilten Stücke bis zum Ablauf der Sperre in Verwahrung zu behalten.

Berlin, den 30. Oktober 1909.

Georg Fromberg & Co. **Abraham Schlesinger.**




NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUDELSALZ
SALZ
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.


Kalasiris
D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modegerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Kalasiris". Sofortiges Wohlbefinden Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen. Vorzügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Jllustr. Broschüre und Auskunft kostenlos von „Kalasiris" G. m. b. H., Bonn 3

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von G. Bernstein in Berlin.